Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

45. Jahrgang 1. Dezember 1931 Nummer 23

Inhalt

Der Kommende . . . . . Martin Rade

Gewinn aus der Armut . . . . . Maria Rhine

Baumglaube . . . . . Hermann Tögel

Neuzeitliche Mariendichtung . . . . . Erich Bockemühl

Naturwissenschaft und Theologie. Schluß . . . . . Gustav Mie

Noch einmal: Evangelische Bedenken zum Staatsvertrag zwischen Preußen und den preußischen Landeskirchen . . . . . Hans v. Soden

Vom Tage . . . . . Martin Rade

Wöchentliche Chronik – Verschiedenes – Anzeigen

Bücher und Schriften für den Weihnachtstisch

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

Mathilde Ludendorff am Pranger!

Vernichtende wissenschaftliche Kritik ihrer Arbeitsweise und Behauptungen!

In Kürze erscheint:

Mathilde Ludendorffs Verleumdung vom Diebstahl der Evangelien aus Indien und die Wahrheit

Indologische Randbemerkungen zu Mathilde Ludendorffs „Erlösung von Jesu Christo" und „Vom neuen Trug"

von

Carl Anders Scharbau

Preis etwa zwei Mark

Sonderdruck der in der „Christlichen Welt" erschienenen Artikelreihe erweitert um einen nicht in der CW zum Abdruck kommenden Schlußaufsatz. Wegen der geringen Auflage Vorbestellung empfohlen!

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

RUDOLF MIRBT

Sowjetrussische Reiseeindrücke

Kart. ca. M. 3.—

Der bekannte Breslauer Volksbildner und Rundfunksprecher reiste in den ersten Sommermonaten dieses Jahres sechs Wochen durch die Sowjetunion. Schon nach wenig Tagen trennte er sich in Moskau von einer Gesellschaftsreise des Intourist, um auf eigene Faust die Strecke Nischninowgorod–Astrachan–Baku–Tiflis–Eriwan–Batum–Odessa einzuschlagen. Scharf beobachtend und erstaunlich gewandt nahm er die mannigfaltigen Eindrücke in sich auf. Mit klarem Urteil bildete er sich, wesentlich kulturpolitisch interessiert, eine Meinung von diesem neuen Lande der Verheißung. Sein Bericht ist fesselnd, humorvoll und anschaulich. Er zeigt die Gefahr der Sowjetunion für Europa, läßt aber auch den hinreißenden Elan spüren, mit dem die sowjetrussischen Machthaber ans Werk gehen. Des ganzen christlichen und deutschen Einsatzes bedurfte es, um den Eindrücken seelisch immer stand zu halten. Der Reisebericht Rudolf Mirbts interessiert vor allem deshalb, weil er nicht landläufige Beobachtungen bestätigt, sondern Dinge beschreibt, über die wir selten etwas hören. Und vor allem ist sein Bericht immer interessant, immer lebendig und versucht auch dem Sowjetrussischen und Asiatischen gerecht zu werden, wenn er etwa die Maifeier auf dem Roten Platz schildert oder von den „Kirchen" erzählt. Für diesen nachdenklichen Bericht werden sich alle kulturpolitisch und kirchenpolitisch tätigen Kreise interessieren.

CHR. KAISER VERLAG / MÜNCHEN

Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 23 | Gotha, 1. Dezember 1931 | 45. Jahrgang

Inhalt: Der Kommende [Sp. 1089] — Gewinn aus der Armut [Sp. 1090] — Baumglaube. Erste Hälfte [Sp. 1091] — Neuzeitliche Mariendichtung [Sp. 1094] — Naturwissenschaft und Theologie. Von einem Physiker. Schluß [Sp. 1096] — Noch einmal: Evangelische Bedenken zum Staatsvertrag zwischen Preußen und den preußischen Landeskirchen [Sp. 1104] — Vom Tage. Mancherlei Kundgebungen [Sp. 1114] — Bücher und Schriften: Vom inwendigen Leben (Harnack); Schöpferisches Geschehen (Müller); Ich bin der Herr, dein Gott (Benz); Zürcher Bibel; Schäfer-Bibel; Greiner-Bibel; Altisrael (Büchli); Jesusstätten (Schneller); Herrenworte (Steinmüller); Am Quell heiliger Geschichte (Michaelis); Die heilige Elisabeth (Heiler); Reformation und Gegenreformation (Paul); Gustav Adolf (Vortisch, Wittrock); Kirchengeschichte IV (Aner); Unter der Führung des Höchsten [Ludwig Richter] (Berneck); Karen Jeppe (Sick); Gott im Großstadtelend (Redwood); Pflanzenleben (Beckmann); Der Baum (Langewiesche); Dänemark, Schweden, Norwegen (Hielscher); Kleine Liebe zu Amerika (Hausmann); Welt in Bild (Jaspert u. A.); Heilige und Hexen (David-Neel); Kosmische Heimat (Henseling); Bewegung als Wesen der Welt (Greef); Religion, Kirche, Theologie (Mulert); Pädagogik (Petersen); Prophetengeschichten (Schürmann-Prieß); Zu Gott empor (Höhne-Röhl); Bilder zur Kunst und Kulturgeschichte (Schoenberger u. A.); Musikalische Balladen (Findeisen); Schiller (Burg); Zusammenbruch des Idealismus (Ernst); Deutsche Dichtung der neuesten Zeit (Mumbauer); Alte und neue Götter (Huch); Ein Deutscher ohne Deutschland [List] (v. Molo); Gotthelf (Muschg); Ingenuina (Oeser); Agnes Sapper (Herding); Oberammergau (Burg); Dichterglaube; Unter dem wechselnden Mond (Munier-Wroblewska); Mit hohen Augen zum Licht (Roy); Im Wirbel der Westfront (Becker); Hexe, die eine Heilige war (Günther); Johann Christof (Rolland); Der brennende Baum (Frenssen); Jürgen Ried (Ebermeyer); Amance (Supf); Mädchen von Zakatlan (Gmelin); Kirchgemeinde Sonnenhof (Friedrich); Katharine Kepler (Evenius); Wir pflügen (Steinmüller); Jugend zwischen zwei Zeiten (van Delden); Michaelskinder (Beheim-Schwarzbach); Job Sveinungsson (Möller); Die Brücke (v. Gaudecker); An unsrer Seite geht Erinnerung (Escherich); Paradis (Scherer); Christsonne (Jaeger); Herzblüte (Schieber); Märchen der deutschen Dichter (Zaunert); Die goldene Kugel (Ramsay); Märchenwunderwelt (Fronemann); Hans Urian (Tetzner); Jugendbücher (Schaffstein) usw.; Wintersonnenwende (Sturm) [Sp. 1118] — Wöchentliche Chronik [Sp. 1136] — Verschiedenes: Askese? Kleine Mitteilungen [Sp. 1139] — Anzeigen

Der Kommende

Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn.
Matth. 21, 9

In dem Worte „kommen" liegt ein unerschöpflicher Reichtum. Wir versuchen gar nicht, ihn hier auszuschütten. Vielleicht widmet der Leser dem Wörtlein eine Weile und denkt darüber nach, was es in seinem Leben bedeutete und noch bedeutet.

So beruht der tiefe Reiz des Christentums darin, daß es von einem Kommenden lebt. Wenn es von Anfang an „eschatologisch" eingestellt war und sein „eschatologischer" Sinn heute immer wieder durchbricht (eschaton das „Letzte"), so ist es in Wahrheit gar nicht das Geheimnis der „letzten" Dinge, der Gedanke des Endes, was uns in seinen Bann nimmt. Wir suchen gar nicht das Ende, wir wollen es so wenig, daß wir es nicht einmal denken können. Nirwana — die daran glauben, können mit dieser Vorstellung auch nicht zu Rande kommen. Und wir Christen: wo ist da Ende? Wir sagen „Ewigkeit" und denken immer wieder darüber hinaus: was dann? Oder die Ewigkeit selbst ist uns ein ewig Kommendes. Und so wird es recht sein.

Nur eben nicht ein leer Kommendes oder kommend Leeres! Inhalt ist da. Nicht nur der üppige oder dürftige Inhalt phantastischer Vorstellungen, reiner und unreiner, selbstloser und selbstsüchtiger, zartsinniger und grober, ernster und spielerischer. Sondern der Inhalt unserer christlichen Vorstellung von dem, das ewig kommt, ist der Kommende. Amen, sagen wir, gelobet sei, der da kommt.

Und was wissen wir noch weiter von dem Inhalt? Was bringt uns der Kommende mit? — Das Vollkommene.

Wie fügt unsere deutsche Sprache das so schön! Im „vollkommen" steckt das „kommen". Das Vollkommene ist immer ein Kommen. Ob auch das Kommen immer ein Vollkommenes? Vor Gottes Augen vielleicht. Aber gleichviel: Der da kommt im Namen des Herrn, bringt das Vollkommene, darnach sich Leib und Seele in uns sehnen.

„Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören." Gelobet sei, der da kommt! Mit seinem Kommen wird das Stückwerk aufhören. Ach, das Stückwerk haben wir manchmal so satt. Aber nicht aufhören wird das Kommen des Vollkommenen.

„Siehe der Bräutigam kommt! Gehet aus, ihm entgegen." R

Gewinn aus der Armut

Etwas ganz Merkwürdiges kann man heute beobachten, wenn man den Prozeß des Wirtschaftslebens unserer Tage genau ins Auge faßt.

Durch Arbeitslosigkeit und Geldmangel werden immer mehr Menschen aus dem bestehenden Wirtschaftsgefüge ausgeschieden. Aber während die alte Wirtschaft immer noch in den alten Bahnen weiter „wirtschaftet", bildet sich daneben etwas ganz Neues! Der Kreislauf der Wirtschaft wird immer kleiner, weil sie zwangsläufig immer mehr Menschen hinauswirft, der Kreis der Ausgestoßenen immer größer, — eine Welt für sich.

Glücklicherweise nämlich sagen sich viele Arbeitslose: Arbeit fehlt ja eigentlich nicht, es fehlt nur an dem Gelde, die Arbeit zu bezahlen. Und sie sehen sich um, wo es Arbeit gibt, die sie tun könnten, ohne mit Geld bezahlt zu werden, sondern mit anderen Gegenwerten. So näht der Schneider dem Elektrotechniker einen Anzug. Dafür bekommt er elektrisches Licht angelegt. Der Maler malt dem Landwirt sein Haus und tauscht dafür Brot ein. Viele ähnliche Fälle habe ich erlebt, in denen Leistung gegen Leistung eingetauscht wurde. Junge Mädchen helfen wieder überlasteten Hausfrauen für Essen und Trinken, und man trennt sich nicht mehr leichtfertig, aus irgend einer Laune heraus. Man weiß, daß man einander braucht. Diese Verhältnisse werden liebewärmer, als sie waren. Alles, was an Errungenschaften der Neuzeit so hoch gepriesen wurde, zerfällt allmählich zu Nichts. Nur Eins ist geblieben: man sieht in dem, der einem seine Arbeitskraft schenkt, den ebenbürtigen Menschenbruder.

Ein neues Wirtschaftsleben beginnt sich vorzubereiten neben der immer noch rollenden, aber oft fast leer rollenden alten Wirtschaft.

Diese alte Wirtschaft wollte den Menschen reich machen an materiellen Gütern. Sie hatte sich auch eine Philosophie

geschaffen vom größtmöglichen Glück der größtmöglichen Masse. Da aber Jeder zu diesen Glücklichen gehören wollte, stieß er den Anderen beiseite. Die Robusteren blieben obenan. Sie hockten auf dem Ueberfluß. Aber sie werden dort immer einsamer, weil sie selbst durch ihren Eigennutz die eigene Wirtschaft zerstören.

Armut ist durch Ueberfluß entstanden. Das ist eine andere Armut, als die Armut, die den Ueberfluß nie kannte, die noch nichts wußte von den Bequemlichkeiten der Neuzeit. Es ist eine bewußte Rückkehr zur Einfachheit. Es ist, als ob die Natur sich rächte, daß die Menschen sich so weit von ihr entfernten. So entzieht sie den Menschen wieder alle Bequemlichkeiten der Großstadt. Und die Folge wird bald sein, daß die Menschen auch wieder aufs lange verachtete Land zurückkehren. Was nützt es ihnen, in der Stadt zu wohnen, wenn sie die Vorteile des Stadtlebens doch nicht genießen dürfen? — Die Armut kann uns allen zum Segen werden, wenn wir dadurch zur Natur zurückgeführt werden und damit zum Geiste.

Es wird viel davon gesprochen, daß ein Gericht kommen wird über den Kapitalismus, wenn die Massen sich das mit Gewalt nehmen, was ihnen bisher verweigert wurde. Wir erleben ein solches Gericht bereits in Rußland. Ich glaube, daß ein solches Gericht zu vermeiden ist, wenn alle Menschen, die klar sehen, um was es geht, heute in der oben angedeuteten Weise freiwillig Armut auf sich nehmen und den Weg der gegenseitigen Hilfe beschreiten, der oft zu gehen ist, auch ohne Geld.

Wir werden dann zunächst zu etwas primitiven Zuständen zurückkehren, in denen alle Vorteile der technischen Errungenschaften uns mehr oder weniger vorenthalten bleiben. Aber wenn wir diesen Weg beschreiten in voller Bewußtheit, dann kann uns allen das Schwerste erspart bleiben. Wir werden auch reich entschädigt werden für viele Bequemlichkeiten, die wir aufgeben, weil wir die Natur und den Geist wiederfinden werden.

Sind wir aber wieder natürlich und geistig geworden, dann werden wir von selbst auch zur Technik und ihren Errungenschaften den richtigen Zugang finden.

Heute war die Menschheit noch nicht reif. Alle Vorteile der Erfindungen wollten Wenige für sich haben. Die Anderen alle hatten nur die Nachteile davon. Darum wird uns jetzt noch einmal das genommen, was wir nicht richtig anwendeten. Der Ueberfluß ist da, und trotzdem wurden wir arm. Sträuben wir uns nicht gegen diese Armut. Sie soll vielleicht zum Segen für die Menschheit sein.

Hamburg Maria Rhine

Baumglaube

Beispiele — Wesen — Der Christbaum

1

In meiner Nachbarschaft war jüngst eine wunderschöne, gewaltige Eiche gefährdet. Ein Grundstücksbesitzer hatte sich beim Stadtrat darüber beschwert, daß sie seinen Gemüsegarten beschatte, und gefordert, daß sie umgelegt werde. Das bewegte mich in innerster Seele. Ich wunderte mich selber, wie stark die Empörung in mir war.

Bei näherem Nachdenken stellte ich fest, in welch ehrenvoller Gesellschaft ich mich mit meinen Gefühlen befand. Goethe-Werther hat noch viel stärkere Gefühle derselben Art gehabt: „Man möchte rasend werden, daß es Menschen geben soll ohne Sinn und Gefühl an dem Wenigen, was auf Erden noch einen Wert hat. Die herrlichen Nußbäume, die mich, Gott weiß, immer mit dem größten Seelenvergnügen füllten! Wie vertraulich sie den Pfarrhof machten, wie kühl! Und wie herrlich die Aeste waren! Und die Erinnerung bis zu den ehrlichen Geistlichen, die sie vor vielen Jahren pflanzten! Ich sage dir, dem Schulmeister standen die Tränen in den Augen, da wir gestern davon redeten, daß sie abgehauen worden. Abgehauen! Ich möchte toll werden, ich könnte den Hund ermorden, der den ersten Hieb dran tat. Ich, der ich mich vertrauern könnte, wenn so ein Paar Bäume in meinem Hofe stünden, und einer davon stürbe vor Alter ab, ich muß zusehen." Der eine dieser beiden Bäume war der Lebensbaum der Pfarrfrau und der Schutzbaum der ganzen Familie.

Doch das ist Dichtung. Ein zweites Beispiel aber ist Geschichte.

Bismarck schreibt im dritten Band seiner Gedanken und Erinnerungen: „Ich würde Herrn von Caprivi manche politische Meinungsverschiedenheit eher nachsehen, als die ruchlose Zerstörung uralter Bäume. Aus dieser Baumvertilgung spricht nicht ein deutscher, sondern ein slawischer Charakterzug. Die Slawen und die Kelten sind keine Baumfreunde, wie Jeder weiß, der in Polen und Frankreich gewesen ist." Der Zorn des alten Riesen brandete stärker empor wegen der Fällung einiger alter Bäume im Garten des Reichskanzlerpalais, die Caprivi angeordnet hatte, als wegen schlimmer politischer Fehler seines Nachfolgers. Der junge Goethe und der alte Bismarck sind vorzügliche Eideshelfer für die Berechtigung meiner eigenen Gefühle.

„Ruchlos" nennt Bismarck die Handlung Caprivis. Er wählt absichtlich ein Wort, das mit schweren, dunklen Gefühlen geladen ist. Selbst bei schlimmeren sittlichen Vergehen, die sich nur gegen Menschen richten, bei Diebstahl, Heiratsschwindel, Mißhandlungen, wenden wir es nicht an. Das Wort „ruchlos" gehört in das Gebiet der Religion. Ein „ruchloser" Mensch vergeht sich gegen göttliche Gesetze und ist abgestumpft gegen die Stimme Gottes in der eigenen Brust. Auch Goethe-Werther, der gewiß nicht den Namen Gottes unnützlich im Munde zu führen pflegte, schiebt in seinem Jammer über die gemordeten Bäume auffälligerweise ein „Gott weiß" ein. Unwillkürlich legt ein starkes Gefühl schönen alten Bäumen gegenüber beiden Männern Worte auf die Lippen, die religiös betont sind. Baumgefühle und religiöse Gefühle berühren sich bei ihnen; ja, wir können sagen, daß sie den Bäumen gegenüber religiöse Gefühle hatten. Daß Goethe die gesamte Natur religiös empfand, wissen wir. Es ist bekannt, wie Bismarck seinen Sachsenwald geliebt hat.

Der Grund für diese Gefühle ist nicht schwer zu finden. Es ist eine der wenigen sicher erwiesenen Tatsachen aus der Religionsgeschichte unserer Vorfahren, daß ihnen Bäume und Haine heilig waren. Ein Hinweis auf die Donareiche, die Bonifatius fällen ließ — aller Wahrscheinlichkeit nach stand sie auf dem heutigen Kirchhofsplatze neben der Stiftskirche St. Petri in Fritzlar —, genügt. Auch im deutschen Volke der Gegenwart ist der Baumglaube noch völlig lebendig. Noch immer grünen die Dorflinden und die Linden der Bauernhöfe als die Schutzbäume der Gemeinde und der einzelnen Familie. Noch immer wird an vielen Orten alljährlich der Maibaum aufgepflanzt und der Richtemai auf die oberste Spitze jedes neu aufgerichteten Dachstuhls gesteckt. Die Pfingstmaien haben auch die Großstadt erobert. Wenn der Heimatschutz in ganz Deutschland mit besonderer Liebe schöne und alte Bäume in seine Pflege nimmt und wenn sich alles, was deutsch fühlt, darüber freut, so schwingen dabei in der Tiefe des Gemüts religiöse Gefühle mit, auch wenn ihre Träger sich nicht dessen bewußt sind. Es gibt auch Religion an Stellen, wo die Religionswissenschaft noch nicht die Erkennungsmarke „Religion" aufgeklebt hat. Wenn wir das Wort „Baumfrevel" aussprechen, so zittert ein leiser religiöser Schauder mit, während wir das Wort „Tierquälerei" mehr mit sittlicher Empörung sprechen.

In einem Punkte hat sich Bismarck geirrt, nämlich wenn er meint, daß sich der Baumglaube auf das deutsche Volk beschränke. Auch die Kelten und die Slawen kannten heilige Bäume. Für das ganze indogermanische Völkergebiet mögen die Orakeleichen des Zeus zu Dodona und der Riesenfeigenbaum (ficus religiosa), unter dem Buddha die Erleuchtung empfing und der nun viele Jahrhunderte

lang verehrt und geschützt wurde, als bekannte Belege dienen. Auch auf die Indogermanen ist der Baumglaube nicht beschränkt, wie ein Blick in die Bibel lehrt. Die Orakelterebinthe bei Sichem, bis zu der Abraham zieht, die Palme, unter der Debora Recht spricht, die Tamariske bei Jabes, unter der die Gebeine Sauls bestattet werden, sind bekannt. Die Kanaaniter und nach ihnen die Israeliten verehrten den Landesgott „unter jedem grünen Baum". Noch jetzt hängen die Araber an heilige Bäume in Palästina Fetzen von ihrem Gewande, damit der Geist des Baumes dadurch an den Träger des Kleides erinnert werde. Der heilige Pfahl neben dem Altar der Kanaaniter-Israeliten und die Irminsul, die wahrscheinlich an den Externsteinen im Teutoburger Walde stand, sind Vettern. Die Auspeitschung der spartanischen Knaben, die die Erzähler wahrscheinlich nicht verstanden haben, und die Schlagfreudigkeit des deutschen Knechtes Ruprecht sind Geschwister; beide gehen vermutlich auf den Schlag mit der „Lebensrute", mit dem belaubten, lebenspendenden Baumzweig, zurück. Bei Marmhardt „Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme" und in der neuesten Auflage von Chantepie de la Saussayes „Lehrbuch der Religionsgeschichte" finden sich für alles dies Beispiele in Menge. Rings um die ganze Erde findet sich der Baumglaube, wenngleich er bei den Germanen, die in einem waldreichen Lande emporgewachsen sind, besonders stark hervortritt.

2

Gewaltige Bäume machen auf jeden gesund empfindenden Menschen einen starken Eindruck. Wenn man den Bau einer mächtigen Eiche mit den Blicken abtastet, wenn man sich einfühlt in die unerschütterliche Lebenskraft eines solchen Naturwesens, dann ist es, als wenn auf uns ein Teil dieser Kraft überflösse. Auch auf uns macht der Gedanke Eindruck, daß ein solcher Baum schon stark war, ehe einer der gegenwärtigen Menschen geboren war, daß er noch im Sturme rauschen wird, wenn wir selbst schon längst im Grabe liegen. Die Natur ist sicherlich in allen ihren Erscheinungen ein Wundergarten. Das Leben im Wassertropfen oder die Befruchtung der Blumen durch die Insekten ist ebenso wunderbar wie das Leben im Baume. Aber zu jenen Erscheinungen führt der Weg durch den Verstand und die Wissenschaft; der Baum wirkt ohne Weiteres auf das Gefühl. Bei allen andern Naturwesen tritt neben ihrem wunderbaren Bau auch ihre Vergänglichkeit deutlich ins Bewußtsein; beim Baum überwiegt der Eindruck unzerstörbarer Lebenskraft. Die gesamte Pflanzenwelt scheint uns in ihrer träumenden Gebundenheit dem Geiste der Natur noch näher zu stehen als die Tiere, die sich in ihrer freien Beweglichkeit von ihm schon etwas gelöst haben. So ist es natürlich, daß sich der Eindruck der göttlichen Schaffenskräfte in der Natur besonders deutlich in dem Baumglauben verdichtete. Auch für uns mag der Baum als das beste Sinnbild, als der eindrucksvollste und ehrwürdigste Vertreter der übrigen Natur für die Schöpferkraft Gottes gelten.

Nun müssen wir freilich zunächst die Tatsache festhalten, daß im Neuen Testament nicht die geringste Spur vom Baumglauben zu finden ist. In der bilderreichen Offenbarung ist der Baum des Lebens aus der Paradiesessage einigemal als willkommene Einkleidung religiöser Gefühle verwertet. Das ist alles. Jede Form des Baumglaubens ist heidnisch, das heißt, sie steht nicht auf der Höhe der Religion des Geistes und verwechselt das Sichtbare mit dem unsichtbaren Gott. Die höhere Stufe der Religion muß eine niedere Stufe samt dem, was in dieser Ausdruck berechtigter religiöser Gefühle war, zuerst bekämpfen. Wenn sie sofort zwischen Kern und Schale unterscheiden, die abergläubische Hülle abstreifen und den berechtigten Inhalt festhalten wollte, so würden die bescheiden begabten Neugläubigen solche einem reifen Verständnis angemessene Unterscheidung nicht verstehen. Mit Recht zerstörten deshalb die prophetischen Kreise des israelitischen Volkes, die die deuteronomische Reform des Gottesdienstes durchführten, die Opferstätten der Volksreligion samt ihren heiligen Bäumen und Pfählen; mit Recht schlug Bonifatius die Donarseiche um.

In späteren Zeiten, wenn ein Rückfall zu der früheren Religionsstufe nicht mehr zu befürchten ist, kann man dann wohl zur Duldung der geringwertigeren religiösen Erscheinungen übergehen. Als Otto von Bamberg auf seiner Missionsreise 1127 nach Stettin kam, „fand er neben einem der zu gottesdienstlichem Gebrauche stehenden Gebäude einen heiligen Baum mit einer Quelle. Es war dort eine ungeheure und dichtbelaubte Eiche und unter ihr ein überaus lieblicher Quell, die das Volk infolge der Einwohnung irgendeines göttlichen Wesens für heilig hielt und mit großer Ehrfurcht verehrte. Als der Bischof diese nach der Zerstörung der Gebäude umhauen wollte, wurde er vom Volke gebeten, es nicht zu tun. Sie versprachen nämlich, daß sie niemals wieder weder den Baum noch den Platz verehren wollten, sondern nur des Schattens und der Lieblichkeit wegen, weil dies keine Sünde sei. Sie wollten lieber jenen schützen, als von ihm geschützt werden. — Jedenfalls waren diese liebenswürdigen Leute Slawen. — Als er dieses Versprechen erhalten hatte, sagte der Bischof: ‚Ich beruhige mich wegen des Baumes'." Wenn damals schon ein gütiger Bischof den alten Heidenbaum dulden konnte, so ist in der Gegenwart nicht die geringste Furcht mehr am Platze, daß die abergläubische Hülle, die verkehrten Vorstellungen und schädlichen Willensantriebe, die einstmals mit den berechtigten religiösen Gefühlen verbunden waren, noch schaden könnten. Selbstverständlich steht die christliche Glaubensart hoch über Baum-, Quellen- und Bergglauben. Es wäre eine Lächerlichkeit, den höchst bescheidenen Eichenglauben der alten Hessen von Geismar dem Werte nach neben den Jesusglauben stellen zu wollen. Aber berechtigt waren jene religiösen Gefühle trotzdem. Der Satz, daß das Bessere der Feind des Guten sei, gilt nur auf dem Gebiete des äußeren Lebens, nicht im Geistesleben. Mit der Erfindung des elektrischen Lichtes ist die Petroleumlampe erledigt; aber der Gottvaterglaube Jesu schließt Naturfrömmigkeit nicht aus, sondern ein, wie Worte Jesu und „Schöpfer Himmels und der Erde" im Apostolischen Glaubensbekenntnis beweisen. Jede höhere Form der Religion umschließt die niedrigere Form nach ihrem berechtigten Gefühlswert, wie der neue Jahresring eines Baumes alle früheren Wachstumsleistungen. Das ist der Sinn von Jesu Wort vom Auflösen und Erfüllen.

Löbau Hermann Tögel

Neuzeitliche Mariendichtung

Es ist eine auffallende Tatsache, daß unsere Zeit so reich an Liedern und Dichtungen ist, die sich auf Maria, die Jungfrau und Mutter, die Mittlerin und Heilige, Maria, christliche Kultgestalt und kosmisches Symbol beziehen. Jede gute Anthologie fast vermag dies zu bezeugen, daß auch bei den Dichtern die magna mater, und wenn auch zunächst nur als Prinzip des Lebens, wirksam ist — im Gegensatz zu den Erscheinungen des 19. Jahrhunderts. Da finden sich bei Hebbel, Mörike und der Droste vereinzelte Dichtungen, die, in Klang und Form beglückend (wie auch die zahlreichen Mariengestaltungen der Romantik, die unvergeßlichen Lieder Novalis', Brentanos, Eichendorfs), in ihrer religiös-philosophischen Anschauung aber ganz in der mittelalterlichen Sphäre stehen und nur das Bild einer überkommenen Gestalt aus einem allerdings ganz neuen und vertieften Gefühl, einer neuen und vertieften Intensität des Erlebens ergreifen und dichterisch veranschaulichen oder verklären. Ueberraschend ist (wie die ganze Gestalt Hölderlins, selbständig und traditionslos) seine Hymne an die Madonna, die er als neidlos Liebende sieht:

Nimmer vermagst du es,
Die keimenden Tage zu neiden,
Denn lieb ist dir's von je,
Wenn größer die Söhne sind
Denn ihre Mutter ...

„Es ist nicht das Böse ...": in dieser Sphäre der Wirklichkeit des Seelischen als Liebe, befreit „von den Drachenzähnen der Satzungen", ist Madonna menschliches Symbol. Sie anzuschauen, befreit und heiligt, erlöst — und wenn sie auch die „Himmlische" ist, die die „jungen Pflanzen beschützen möge" — so ist auch diese Eigenschaft eine Irdischkeit im selben Sinne, wie die „Dichter, auch die geistigen, weltlich sein müssen"; auf der Grundlage, daß die Seele das Primäre, das Zentrale auch des übersinnlichen Lebens ist. Daß ähnliche Anschauungen auch bei Brentano und vor allem Novalis merkbar sind, soll nicht geleugnet werden.

Doch keins von allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt ...

sagt Novalis, aber das mittelalterliche Vorbild der Heiligen und Königin ist ihnen wesentlich wirksamer als bei Hölderlin, der nicht ohne Ursache und Grund erst heute erkannt und verstanden wird. In einer Zeit eben, da z. B. Otto zur Linde aus dem Wesen der Mariengestaltung die Mahnung ausspricht: „Erhöhet die Frauen! — es ist gestellt keine griechische Göttin hin, Fleischerhöhung, die so tiefer fällt. Maria ist nicht Zeugungssymbol, keines Weibes Enade dies je mehr sein soll ..." und da man bei Rudolf Paulsen die Worte findet:

Sophia mußte Frommheit lernen
Und wuchs zur Himmelsfrau mir ihrem Sohn,
Sophienliebe wurde Religion:
Nun thront Urmutter Weisheit über Sternen.

So gewiß es ist, daß der moderne Zeitgeist andere Voraussetzungen und Tendenzen hat als die zum Teil tief frommen Mariengestaltungen unserer Tage, so beweisen andrerseits gerade sie, daß wir in neuem religiösen Suchen stehen, daß eine neue Religiosität werden will, in dem Sinne, wie Joseph Wittig „gläubig" ist, indem er statt der Gesetze des Geistes die Freiheit der Gott erlebenden Seele wünscht. Glaube ist Erfahrung aus dem Unbewußten. Im selben Sinne spricht Lenore Kühn vom „Urmütterlichen" in Leben und Welt, daß die magna mater Wirklichkeit werde und die Menschheit aus ihrer Zersplitterung erlöse. Zweifellos ist bereits von einer Gemeinschaft der Gläubigen, wenn auch unsichtbaren Gemeinschaft, zu reden, die wächst und wächst, während die Kirchen an ihr kaum Anteil haben oder ihr widerstreben.

Die Vielgestaltigkeit des Marienerlebens, wie wir es in der neuen Dichtung erkennen, also auch die verschiedenerlei Ursachen, durch die diese bedingt ist: Sehnsucht kosmischer, aber auch menschlicher und allzu menschlicher Art, Gefühl der Einsamkeit und nur-geistiges Bedürfen, ästhetisches und im Gegensatz dazu tief religiöses Empfinden — es ist dies nichts weniger auch ein Beweis für die Zersplitterung unsrer Zeit, die es so bald nicht zu einem groß-einheitlichen Symbol, wie es im Mittelalter wirkend war, bringen wird. Ob überhaupt die Kirchen sich eines neuen Marienkultes annehmen werden, und ob man dies unter den heutigen Verhältnissen wünschen sollte, mag dahingestellt bleiben. Lagarde hat es sehr bedauert, daß das Bild Mariä, das ein großer Segen für die abendländische Christenheit gewesen sei, der protestantischen Kirche verloren gegangen ist. Daß aber die mater dolorosa, spiritualis, miseriae — oder in welcher Gestalt sie lebt — dennoch aus der deutschen Seele nicht sterben konnte, erweist die auffallende Tatsache, daß sie gerade in der Dichtung evangelischer Männer und Frauen lebendig ist. Die protestantische Kirche stand Maria fern genug, sodaß die Einzelnen sie umso unmittelbarer, durch keinerlei Dogmen beengt, um so voraussetzungsloser aus Sehnsucht, menschlicher und göttlicher Liebe, gestalten konnten.

Im Wesen einer großen Katholizität hingegen, in der anbetend-verehrenden Stille frommen Schauens sind die Verse eines Georg Trakl, einer Ruth Schaumann, die in der Dichtung und Verdichtung selbst stille Wunder sind:

Sie bat den blassen Abendstern,
Ihr beizustehn in solchem Freuen,
Und suchte Dank wie Blust zu streuen,
Ein weißer Kirschenbaum des Herrn ...

Auch bei Felix Braun ahnen wir den tieferen Frieden, in dem die Vernunft nicht streitet. Und wenn Rilke ein Marienleben schrieb, so ist es so, daß man in seine Bezirke eintritt mit dem verhaltenen Atem beklommener Ehrfurcht, wie in tempelhafte Stille, aus deren golddurchzittertem Raum, von farbigen Akkorden durchklungen, ein seltsames Bild frühmittelalterlicher Zeit zu grüßen scheint.

Er legte ihr eine Sekunde
Kaum seine nächstens ewige Hand
An die frauliche Schulter.
Und sie begannen,
Still wie die Bäume im Frühling,
Diese Jahreszeit
Ihres äußersten Umgangs ...
(Stillung mit dem Auferstandenen)

In geläuterter Leidenschaft ersehnt und erfaßt ist das Bild Marias bei R. J. Sorge. Maria steht fern den Widersprüchen des Lebens, sie ist erhöht in zweien Wesen, wenn auch nicht von der Erde gänzlich getrennt:

Das eine war ein Schwung in alle Himmel ...
Das andre Wesen war jenseits gewandt ...
Maria, Bittende vor Gottes Thron.

(Schluß folgt)

Naturwissenschaft und Theologie

Von einem Physiker

2

In der ganz konsequenten objektiven Betrachtungsweise der Physik lautet das Kausalitätsprinzip: „Materielle Wirkungen haben stets materielle Ursachen." Ich glaube, daß jeder Naturforscher, auch jeder Biologe, dieser Formulierung zustimmen wird. Daß die heutige Physik auch noch das, was man gemeinhin Materie nennt, in weitere Abstraktionen auflöst, ändert an dem Wesentlichen nichts. Man muß eben den Begriff der Materie etwas weiter fassen, als es früher geschah, nämlich so, daß man darunter schlechthin etwas ganz Unpersönliches, was räumliche Existenz hat, versteht. Nun führt dieser Satz aber, wie wir gesehen haben, zu der Konsequenz, daß alles in der Welt materieller Natur ist. Denn auch auf die sogenannten seelischen Vorgänge sind die Methoden der experimentellen Naturwissenschaften anzuwenden, und so wird das Geistige durch die Methoden selber aus der Natur eliminiert, obwohl anderseits doch die ganze Welt und alle Vorgänge in ihr von der Naturwissenschaft umfaßt werden. Für die Physik existiert eine Seele oder ein Geist neben der Materie einfach nicht. Das scheint ein sehr sonderbares Ergebnis zu sein, denn kein vernünftiger Mensch wird leugnen wollen, daß es so etwas wie Seele und Geist gibt. Wir kommen dazu, uns zu fragen, ob wir mit den objektiven Methoden der Experimentalwissenschaften, die alles Subjektive ausschalten, über die Wirklichkeit auch die volle Wahrheit erfahren. Und die Antwort lautet: „Nein." Es ist die unvergängliche Tat unseres großen Philosophen Immanuel Kant, den Nachweis geführt zu haben, daß wir, gerade um objektiv urteilen zu können, von vorneherein — wie Kant sagt: a priori — gewisse Prinzipien unseres ordnenden Verstandes in das Weltbild hineintragen, beispielsweise das Kausalitätsprinzip. Diese Prinzipien bestimmen nun von vorneherein das Weltbild wesentlich mit. Von einem reinen Erkennen einer von der menschlichen Geistesverfassung unabhängigen Wirklichkeit, des „Dinges an sich", wie Kant sagt, kann daher nicht die Rede sein.

Besonders deutlich wird dies dadurch, daß es außer der Methode des Physikers noch eine zweite Methode objektiver Erkenntnis gibt, nämlich die des Historikers. Der Historiker sucht — im strikten Gegensatz zum Physiker — das wahre Bild der wirklichen geschichtlichen Ereignisse gerade dadurch zu gewinnen, daß er erlebt, daß er mit allen Kräften des Geistes und der Seele die Ereignisse nacherlebt, daß er dabei aber sein individuelles Ich auslöscht, um die fremden Personen und Ereignisse rein wahrzunehmen und treu zu schildern. Ich möchte mich hier der Worte des Philosophen Jonas Cohn*) bedienen.

Die Ueberwindung der Individualität des Erkennenden geschieht beide Male in ganz verschiedener, ja entgegengesetzter Weise: beim Physiker dadurch, daß alles, was nur individuellem Erleben zugänglich ist, ausgeschlossen und durch zugeordnete qualitätslose, durch rechnendes Denken beherrschbare Gegenstände ersetzt wird, beim Historiker dadurch, daß er sein Nacherleben durch Aufnahme aller Erlebnisarten über die Schranken der Individualität hinaus erweitert.

Eine eigentümliche Mittelstellung zwischen den extremen Experimentalwissenschaften und den rein historischen Wissenschaften nimmt die Biologie ein. Einerseits will sie alles Geschehen im Sinne der Physik kausal erkennen als objektiv materielles Geschehen, anderseits beschäftigt sie sich — wie die menschliche Geschichte — mit dem Leben selber, und will nun mit den Tieren und Pflanzen miterleben. Sie erweitert das Nacherleben noch weiter als die Geschichtsforschung, indem sie auch das Erleben ganz fremdartiger Lebewesen zu verstehen sucht. Man lese in den Schriften des berühmten französischen Insektenforschers J. H. Fabre, in denen versucht wird, die dem Menschen geradezu phantastisch fremdartigen Erlebnisse der Insektenwelt im Geiste mitzuerleben und zu verstehen. Das Nacherleben ist in der Biologie nicht etwa eine bloße Zutat zu der physikalischen Betrachtungsweise, die man beliebig annehmen oder weglassen könnte, sondern es gehört notwendig zu der Struktur dieser Wissenschaft. So kommt beispielsweise der für die Biologie fundamentale Begriff des Individuums, des einzelnen Lebewesens, nur dadurch zustande, daß man das Lebewesen als eine Parallele zu dem eigenen persönlichen direkt erlebten Individuum auffaßt und seine Existenz in dieser Weise nacherlebt. Den Begriff des Individuums könnte die Biologie nicht gebildet haben, wenn sie eine rein physikalische Wissenschaft wäre; ohne diesen Begriff würde sie aber in sich zusammenbrechen. So ist die Biologie dasjenige Gebiet, in welchem die eigentümliche Zwiespältigkeit des menschlichen Erkennens am krassesten zu Tage tritt, und es ist zu verstehen, daß in ihr die Beunruhigung der Geister, und der Zweifel an allem, am leichtesten hervortritt.

Erst in der Biologie tritt uns wirklich ein psychophysisches Problem entgegen. Denken wir nur daran, wie der Nervenarzt seinen Patienten untersucht! Er hat dazu zwei vollkommen verschiedene Methoden, die gar nicht miteinander zusammenhängen. Einmal sucht er ihn als Menschen zu verstehen, er sucht seine seelischen Erlebnisse nachzuerleben. Anderseits ist ihm der Patient aber auch ein Objekt rein physikalischer Beobachtung. Er untersucht ihn als ein materielles Gebilde, in welchem bestimmte physikalisch-chemische Prozesse sich abspielen, und er erforscht die Abweichung der Struktur dieses materiellen Gebildes von einer als normal angenommenen Struktur und die Abweichung der in ihm ablaufenden Vorgänge von einem als normal angenommenen Ablauf. Es ist wie ein Wunder, daß die beiden ganz verschiedenartigen Methoden zu vergleichbaren Resultaten führen und daß man eine Uebereinstimmung ihrer Ergebnisse verlangen kann.

Besonders deutlich zeigt sich der Kontrast der beiden Erkenntnisweisen in dem Problem des „freien Willen". In der Geschichte sowohl wie im menschlichen Zusammenleben betrachte ich den Anderen als ein Individuum, das mir gleicht und das aus freiem Willen seine Entschlüsse faßt, ganz so wie ich es an mir unmittelbar erlebe, daß ich mich frei entschließe. In der physikalischen Betrachtungsweise dagegen ist der Andere und bin auch ich selber nichts als ein materielles Gebilde von einer außerordentlich feinen und komplizierten Struktur, in welchem alle Vorgänge durch das Gesetz der Kausalität bestimmt sind. Hier scheinen sich die beiden Erkenntnisweisen auf den ersten Blick geradezu zu widersprechen, und man muß sich die Sachlage schon etwas genauer durchdenken, um einzusehen, daß der Widerspruch nur scheinbar ist*), und daß es in der Tat möglich ist, dieselben Ereignisse unter so ganz verschiedenen Gesichtswinkeln anzusehen.

Wenngleich die Zwiespältigkeit des menschlichen Erkennens in der Biologie am deutlichsten hervortritt, so geht der Spalt doch auch durch die rein historischen sowohl wie die rein experimentellen Wissenschaften hindurch. Wie sollte es möglich sein, in der Geschichte nur mit dem Nacherleben auszukommen? Die geschichtlichen Ereignisse müssen zugleich auch als materielle Ereignisse in Raum und Zeit eingeordnet werden, sie müssen auch „physikalische Ereignisse" sein, das geistige Miterleben wird gewissermaßen in einen materiellen Rahmen eingeflochten. Auf der anderen Seite beruhen die physikalischen Erkenntnisse doch letzten Endes auch auf Erleben und auf Nacherleben. Die Vorstellung, als ob der Physiker weiter nichts tue, als seine Wahrnehmungen zu beschreiben und sie in ein Begriffssystem einzuordnen, muß entschieden verworfen werden. Denn wo hat er die Wahrnehmungen herbekommen? Doch nur aus Erlebnissen, und zwar zum Teil aus eigenen, zum Teil aber auch aus fremden, die er bei der Lektüre der Arbeiten Anderer erst nacherleben muß. Um die Berichte über die fremden Erlebnisse richtig zu verstehen, muß er sich genau so miterlebend verhalten wie der Historiker, wenn er seine Quellenstudien macht, und um den Wahrheitsgehalt des Gelesenen zu beurteilen braucht er dieselbe kritische Einstellung wie der Historiker, der über den Wert seiner Quelle urteilt. In Wirklichkeit ist die Denkweise der verschiedenen Wissenschaften also gar nicht so sehr verschieden. Alles wissenschaftliche Denken muß die Objektivität des Historikers mit der Objektivität des Physikers verbinden; nur treten die beiden Erkenntnisweisen allerdings in den verschiedenen Wissenschaften in ganz verschiedenem Maße in den Vordergrund.

Die Unmöglichkeit, die reine Wirklichkeit ohne menschliche Zutaten, gewissermaßen zu schauen, beruht darauf, daß sich an unser unmittelbares Erlebnis der Objekte immer erst noch eine Reflektion des Verstandes anschließen muß. Die Regeln, nach denen diese Reflektion erfolgt, sind die Zutaten des Verstandes zu der Wirklichkeit, die wir von ihr hinterher nicht wieder abtrennen können. Kant nennt sie die Kategorien. Wenn der Mensch durch das unmittelbare Erlebnis selber auch schon zur vollen klaren Erkenntnis kommen könnte, so wäre er Gott gleich. So führt uns die Beschaffenheit des menschlichen Erkennens zum Bewußtsein, daß wir nicht Schöpfer sind, sondern Geschöpfe. An einer Stelle der Kritik der reinen Vernunft**) drückt Kant mit den Worten aus:

Wollte ich mir einen Verstand denken, der selbst anschaute (wie etwa einen göttlichen, der nicht gegebene Gegenstände sich vorstellte, sondern durch dessen Vorstellung die Gegenstände selbst zugleich gegeben oder hervorgebracht würden), so würden die Kategorien in Ansehung eines solchen Erkenntnisses gar keine Bedeutung haben. Sie sind nur Regeln für einen Verstand, dessen ganzes Vermögen im Denken besteht, d. i. in der Handlung, die Synthesis des Mannigfaltigen, welches ihm anderweitig in der Anschauung gegeben worden, zur Einheit der Apperzeption zu bringen, der also für sich gar nicht erkennt, sondern nur den Stoff zur Erkenntnis, die Anschauung, die ihm durchs Objekt gegeben werden muß, verbindet und ordnet.

Auch in dem künstlerischen und technischen Schaffen des Menschen muß auf die Konzeption des Werkes noch erst die mühsame Arbeit der Ausführung folgen. Im göttlichen Schaffen ist Gedanke und Gestaltung ein Akt. Richard Dehmel hat dies in ein wundervolles Wort gefaßt:

Schöpfer Geist, unbegreiflicher,
der du Wesen ersinnst, die Gestalt annehmen.

Die Schwierigkeiten, die wir mit dem Wesen des menschlichen Erkennens unlösbar verbunden sehen, führen uns nun zu der letzten und tiefsten Frage aller Wissenschaft: „Was ist wahr?" „Wahrheit" ist ein metaphysischer Begriff. Alle Wissenschaft, auch die nüchternste Mathematik und Physik ruht auf metaphysischem Grunde, auf metaphysischen Voraussetzungen; es ist ein grandioser Irrtum, mag er auch noch so weit verbreitet sein, wenn man sich einbildet, eine Wissenschaft lasse sich frei von Metaphysik aufbauen. Man frage einmal einen Mathematiker, wie er die Wahrheit eines mathematischen Satzes erkenne. Die Rechnungen, die zu ihm führen, und die einzelnen einfachen Schlüsse müssen stimmen, ganz gewiß! Aber niemals wird der Mathematiker zugeben, daß Jemand,

*) Erlebnis, Wirklichkeit und Unwirkliches. Logos Band 15, S. 218, 1926.

*) Vgl. Max Planck, Positivismus und reale Außenwelt. Leipzig 1931, S. 30 ff.

**) Transzendentale Deduktion der reinen Verstandesbegriffe § 21.

wenn er die Rechnungen und die einzelnen Schlüsse wie ein Kontrollbeamter nachprüft und für richtig befindet, damit zugleich auch schon den Sinn des Satzes, also die eigentliche mathematische Wahrheit, eingesehen habe, oder gar daß Jemand selber einen neuen Satz entdecken könne, indem er allerlei Kombinationen zwischen mathematischen Formeln gedankenlos ausprobiere. Um in den geistigen Gehalt eines Satzes einzudringen und seinen Zusammenhang mit dem ganzen System der mathematischen Wahrheiten zu durchschauen, dazu gehört im allgemeinen eine harte Denkarbeit, nach welcher einem erst die Wahrheit des Satzes meistens wie durch eine blitzartige Erleuchtung aufgeht. Dieses höchst rätselhafte und unerklärliche Vermögen des Geistes, die Wahrheit zu durchschauen, nennt Kant die „Urteilskraft", sie ist ein göttliches Geschenk, das dem Menschen gegeben wird und das er sich nicht erarbeiten kann. In neuerer Zeit braucht man lieber das Wort „Phantasie". Auf ihr beruht nicht nur das Schaffen des Künstlers, sondern ebenso auch das des Gelehrten.

Aber wie steht es mit dem einfachen, nüchternen Beobachten, beispielsweise des Physikers? Liegt es hier nicht auf der platten Hand, was als wahr erkannt werden muß? Man braucht doch nur die Augen aufzumachen, und man sieht! An diesem einfachen, kindlichen Glauben wird man bald irre werden, wenn man einmal darauf achtet, welch eine Schulung des Geistes dazu gehört, richtig zu beobachten. Ob ein Arzt, wenn er eine Diagnose zu stellen hat, die Beobachtung der Symptome wohl einem ungeschulten Gehilfen überlassen möchte? Und man sollte doch meinen, daß Jeder, der nur ein gesundes Gehör und gesunde Augen hat, schließlich dasselbe hören und sehen müßte, wie der Arzt. Aber wenn er nicht weiß, das herauszuhören, auf was es wesentlich ankommt, und den Zusammenhang der einzelnen sinnlichen Wahrnehmungen richtig herzustellen, dann nützt ihm das beste Ohr und das beste Auge nichts. Ebenso ist es aber auch schon bei den allereinfachsten physikalischen Beobachtungen. Jeder Hochschullehrer wird wohl die Erfahrung gemacht haben, daß manche Anfänger in gewissen Fällen nicht das sehen, was ein unbefangener Beobachter ohne Weiteres sieht, sondern etwas ganz Anderes, was ihnen nämlich mit gewissen theoretischen Vorurteilen übereinzustimmen scheint, die sie von einem nicht ganz verstandenen Schulunterricht mitbringen. Man wird daraus vielleicht, und manchmal gewiß mit Recht, den Schluß ziehen, daß diese jungen Leute keine Aussicht haben, gute Beobachter zu werden. Aber selbst einem so hervorragenden Beobachter wie Goethe ist es gelegentlich passiert*), daß er Farbenerscheinungen gesehen hat, die er sicherlich bei kühler Objektivität nicht gesehen hätte, und die nur der leidenschaftliche Kampf gegen Newton ihm vorgetäuscht haben kann. Nun kann man die Frage aufwerfen: Stehen wir Physiker nicht vielleicht allesamt in dem Bann unserer theoretischen Vorurteile, sodaß wir gar nicht objektiv und wahr beobachten?

Es gibt, oder wenigstens es gab vor einiger Zeit, eine naturwissenschaftliche Zeitschrift, deren Name mir leider entfallen ist, in welcher ausschließlich Nicht-Fachleute publizierten. Neben Klagen über die sogenannten Zunftgelehrten, welche die Autoren dieser Zeitschrift nicht anerkennen wollten, las man da Berichte über die seltsamsten Beobachtungen, über Dinge, die allerdings von Fachleuten noch niemals gesehen worden waren, die aber hier mit demselben Ernst und mit derselben Ueberzeugung vorgetragen wurden, wie die Beobachtungen von den Fachgelehrten in den Fachzeitschriften. Wir nennen Leute, die derartige Dinge für wahr halten können, kurzerhand „Dilettanten" und gehen über sie zur Tagesordnung über. Aber was berechtigt uns dazu? Man wird sagen: „die technischen Erfolge der richtigen Wissenschaft, die ja mit Händen zu greifen sind". Gewiß! Aber glauben nicht auch die Zauberer der primitiven Völker und die Astrologen, die es ja neuerdings sogar in unserer Kulturwelt wieder gibt, daß sie wirkliche Erfolge aufweisen können, durch welche die Wahrheit ihrer Geheimwissenschaft bestätigt wird? Wir drehen uns im Kreise: schließlich muß immer vorausgesetzt werden, daß es eine sachliche, wahrhaftige Art zu urteilen gibt, sei es über die Dinge selbst, sei es über unsere Erfolge, und im Gegensatz dazu eine unsachliche, unwahrhaftige Art. Woran aber erkennen wir, daß unser Verhalten das eines wahrhaftigen Menschen ist, frei vom Nebel der Lüge und der Selbsttäuschung? Wir müssen bekennen: ein logisches oder mathematisches Kriterium hierfür gibt es nicht. Aber Jesus Christus sagt: „Das Auge ist des Leibes Licht; wenn dein Auge einfältig ist, so wird dein ganzer Leib licht sein, ist aber dein Auge ein Schalk, so wird dein ganzer Leib finster sein. Wenn nun das Licht, das in dir ist, Finsternis ist, wie groß wird dann die Finsternis sein!" Dieses innere Licht ist die dem Menschen innewohnende Fähigkeit, in der Praxis des Lebens die Dinge klar und nüchtern — was dasselbe ist wie: sittlich — zu beurteilen. Dieselbe Fähigkeit ist es, deren Vorhandensein sich schon in den allereinfachsten Erkenntnisakten, wie: richtig beobachten und richtig schließen, äußert.

Alles Streben nach wissenschaftlicher Erkenntnis beruht demnach auf einer zwiefachen Voraussetzung, wir können auch sagen: auf einem zwiefachen Glauben, dem Glauben nämlich, daß es eine Wahrheit gibt, und, daß wir diese Wahrheit erkennen können, wenn wir uns richtig verhalten. Dieser Glaube an die Wahrheit und an unsere Fähigkeit, sie zu gewinnen, wird aber, wenn er klar bewußt wird, zum Glauben an den wahrhaftigen Gott. Denn er kann, wenn er zu voller Klarheit kommt, nichts Anderes sein, als der Glaube an einen der ganzen Welt immanenten Geist, in welchem der Geist jedes einzelnen Individuums verwurzelt ist.*) Die Haltung des wahrhaftigen Menschen besteht in nichts Anderem als darin, daß er die Verbindung mit dem die Welt durchdringenden Geist, diesem Geist der Wahrheit, nicht verkümmern läßt. Die Verbindung des Einzelnen mit dem ewigen Weltgeist ist das, was der Philosoph „das Gewissen" nennt.

Nun wird man mir entgegenhalten, daß es doch tüchtige Naturforscher gegeben habe, die ausgesprochene Atheisten oder, wie man auch sagt, Materialisten waren; ein hervorragendes Beispiel ist Ernst Haeckel. Ich muß aber gestehen: ich glaube eigentlich, daß diese sogenannten Materialisten des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt nicht recht gewußt haben, was Atheismus ist, wenn sie sich selber als Atheisten bekannten. Sie waren zum Teil geradezu ausgezeichnete Forscher, das muß Jeder anerkennen. Und weswegen waren sie es? Weil sie begeistert waren für ihre Wissenschaft. Wer aber begeistert ist, der glaubt im Grunde seines Herzens noch an den Geist. Es gibt ja sehr viele Menschen, die in ihrem Denken und Handeln praktisch den Zusammenhang mit dem geistigen Urgrund des Daseins noch bewahren, die sich aber trotzdem dieses Zusammenhanges und ihrer Abhängigkeit von Gott nicht deutlich bewußt sind. Man soll gewiß die Augen vor den schweren Gefahren einer solchen unvollkommenen, nur keimhaften Religiosität ja nicht verschließen. Auch war es ohne Zweifel — das sei zugegeben — eine arge und unverantwortliche Selbsttäuschung dieser sogenannten Materialisten, wenn es ihnen über ihren wertvollen Erfolgen im naturwissenschaftlichen Forschen verborgen blieb, daß ihnen für das abstrakte Denken die Fähigkeiten fehlten, und wenn sie im Gegenteil meinten, ihre oberflächlichen, inkonsequenten Gedankengebilde der Menschheit als etwas Neues, noch nie so klar Durchdachtes schenken zu müssen. Aber richtige Atheisten waren sie nicht.

Ich bin jedoch in der Lage, um zu zeigen, was richtiger Atheismus ist, mich auf eine sehr konsequente Darstellung stützen zu können, die sich in der Zeitschrift „Die Naturwissenschaften" im Jahrgang 1929 findet. Sie rührt von einem Mediziner her, dem Psychiater Ludwig Fleck.**) Der Aufsatz beginnt mit der Feststellung, daß die „Wirklichkeit" eines jeden Menschen abhängig ist von Zeit, Ort, Kultur und Persönlichkeit des Einzelnen. Es heißt dann:

> Unter diesen Bedingungen ist der Erkenntnisinhalt — im Großen und Ganzen — als freie Kulturschöpfung zu werten. Er ähnelt einem traditionellen Mythus.

Ein besonders hervorstechendes Beispiel wird folgendermaßen beschrieben:

> Einst gab es eine große Wissenschaft, die zu beinahe allen Wissenschaften der damaligen Zeit Beziehungen hatte, auf solidem, theoretisch-philosophischem Fundamente ruhte und auf das politische, wirtschaftliche und persönliche Leben den größten Einfluß hatte. Ich glaube, daß es weder früher noch später eine so allgemein herrschende Wissenschaft gab; auf allen Gebieten erklärte sie Vergangenes, bestimmte Gegenwärtiges und ließ auch Zukünftiges voraussehen. Diese Wissenschaft hieß Astrologie . . . Sie wurde vom anders gebauten System des sozialen Denkens abgelöst, nämlich von den Naturwissenschaften. Ich nenne die naturwissenschaftliche Denkart demokratisch, denn sie beruht auf Organisation und jederzeitigem Unterkontrollestehen, lehnt das Prinzip der göttlichen Herkunft ab und will Jedem zugänglich und nützlich sein.

*) Farbenlehre II Physische Farben, 216.

*) Ganz ähnliche Ueberlegungen finden sich bei Paul Jaeger: „Die Unentbehrlichkeit des Logos" CW 1926 Nr. 11 und 12.

**) Zur Krise der „Wirklichkeit". Die Naturwissenschaften, Bd. 17, S. 425. 1929.

Man sieht, hier ist der Versuch gemacht und wirklich auch, soweit es geht, durchgeführt: den Begriff der objektiven Wahrheit aus der Erkenntnistheorie ganz auszuschalten. Das ist konsequenter Atheismus. Wenn man aber versucht, etwas weniger kompliziert zu denken als der Verfasser, und wenn man sich die Geschichte der Wissenschaft ganz einfach und ungezwungen überdenkt, so merkt man doch bald, daß man ohne den Begriff der objektiven Wahrheit nicht auskommt. Es gab beispielsweise im Altertum eine große, hoch entwickelte Wissenschaft, die heute von anderen, sie uns ersetzenden Wissenschaften abgelöst worden ist, die also heute gar nicht mehr gepflegt wird: das ist die Euklidische Geometrie. Warum kann Fleck nicht neben der Astrologie auch die Euklidische Geometrie nennen? Offenbar deswegen, weil diese zu allen Zeiten, im Altertum, im Mittelalter, auch im Zeitalter der Astrologie, und noch heutigen Tages immer ihren Wahrheitswert behalten hat. Oder denken wir an die astronomischen Beobachtungen der großen alexandrinischen Gelehrten und an die Beobachtungen Galileis und Tycho Brahes: hatten sie etwa nur in einer begrenzten Epoche Wert für die Menschen, oder sind sie nicht vielmehr heutigen Tages noch genau so wahr, wie je? Vor diesen Ueberlegungen kann man nur versuchen sich mit sehr gewundenen Gedankengängen zu retten, die Fleck gelegentlich andeutet, die aber wohl Niemanden überzeugen werden.

Aber, abgesehen hiervon: ich finde, daß es Fleck auch nicht möglich ist, in sich selber überall vollkommen konsequent zu bleiben. Beispielsweise schildert er das Wesen der Naturwissenschaft mit folgenden schönen Worten:

Naturwissenschaft ist die Kunst, eine demokratische Wirklichkeit zu formen und sich nach ihr zu richten — also von ihr umgeformt zu werden. Es ist eine ewige, viel mehr synthetische als analytische, nie fertig zu machende Arbeit, ewig wie die Arbeit des Stromes, der sein Bett formt. Das ist die wahre lebendige Naturwissenschaft.

Es gibt also für ihn doch eine „wahre lebendige Naturwissenschaft". Was man auch darunter verstehen möge, Eines ist klar: sie ist jedenfalls etwas Anderes als eine Scheinwissenschaft ohne wirkliches Leben. Man muß daher, um den zuletzt zitierten Satz aussprechen zu können, in der Lage sein, über „wahres lebensvolles Wissen" und „unlebendiges Scheinwissen" ein Urteil abzugeben, dem man eine objektive Gültigkeit beimißt. Der kleine Satz wirkt in dem ganzen Zusammenhang, wie wenn eine mühsam, ja krampfhaft, festgehaltene Verhüllung der tief innersten Ueberzeugung des Verfassers sich gegen seinen eigenen Willen etwas verschiebt, sodaß nun Etwas sichtbar wird, was weder er selber noch der Leser sehen dürfte, nämlich der Glaube an eine lebendige wahre Wissenschaft. Um überhaupt nur existieren zu können, muß der Mensch sich eben irgendwie aus dem grauenhaften Abgrund der vollständigen Verzweiflung und des konsequenten Unglaubens retten.

Die Frage, woran man die Wahrheit einer naturwissenschaftlichen Beobachtung erkennt, ist merkwürdiger Weise durch den Hinweis auf die geistige Einstellung, auf die reine Wahrhaftigkeit des Forschers noch nicht erledigt. Es gibt noch ein Kriterium, das in den Dingen selber liegt. Wenn man etwa einen Bericht über ein physikalisches Experiment liest, das eine neue, überraschende Tatsache zu Tage gefördert haben soll, so fragt man sich freilich gewiß zuerst nach der Person des Autors, soweit man aus der Veröffentlichung etwas von ihr erkennen kann oder soweit man sie schon aus früheren Veröffentlichungen kennt. Ist er zuverlässig? Kann man ihm zutrauen, daß er keine Fehler gemacht hat, daß er nichts Wesentliches übersehen hat? Aber außerdem fragt man sich auch — ganz unabhängig von allem Persönlichen —, ob die beobachtete Tatsache an sich den Eindruck macht, daß sie wahr ist, oder nicht. Man erwartet von vorneherein mit Sicherheit, daß Alles in der Natur vernünftig geordnet sei, daß hinter der ungeheuren Kompliziertheit der Dinge, welche dem vorwissenschaftlichen Menschen geradezu unentwirrbar zu sein scheint, doch ein einheitliches, klares System vorhanden sei. Es ist in der Physik tatsächlich häufig genug vorgekommen, daß eine neue Tatsache nur deswegen angezweifelt wird, weil sie sich nicht in das System fügt. Und es hat sich bisher immer gezeigt, daß bei sorgfältiger Nachprüfung entweder die angegebene Tatsache sich als ein Irrtum erwies, oder aber, wenn sie bestätigt wurde, daß das System der Physik eine neue Vervollkommnung erfahren mußte, an die man vorher nicht hatte denken können. Jedenfalls wurde mit dem Fortschreiten der Wissenschaft das System nur immer vollendeter und harmonischer. Obwohl aber unsere Ueberzeugung von der hinter den Erscheinungen verborgenen Harmonie immerhin einen spekulativen Charakter hat, so ist unsere Methode dennoch grundverschieden von den Spekulationen der Philosophie in früheren Zeiten, wo man glaubte der Natur vorschreiben zu können, wie sie sich verhalten müsse. Wir Naturforscher beugen uns vor jeder durch rein objektive Beobachtung gewonnenen Tatsache und empfangen den wunderbaren Bau des Systems der Theorie wie ein Geschenk von der Natur. So ist es in allen Experimentalwissenschaften, auch in der experimentellen Biologie, die durchaus dieselbe geistige Struktur hat, wie die Physik. Ich kann hier auf ein Wort aus sehr berufenem Munde verweisen. Der Zoologe Hans Spemann hat in seiner Freiburger Rektor-Rede im Jahre 1923 gesagt:

Wenn es erlaubt ist, bei einem Anlaß wie dem heutigen für einen Augenblick die werktägige Nüchternheit des exakten Forschers beiseite zu setzen, so will ich bekennen, daß ich bei meinen experimentellen Arbeiten oft das Gefühl einer Zwiesprache habe, bei der mir mein Gegenüber als der bedeutend Gescheitere vorkommt.

In diesem Zusammenhang möchte ich noch etwas zu dem hinzufügen, was ich oben von jener geheimnisvollen geistigen Tätigkeit gesagt habe, welche Kant die Urteilskraft nennt. Es gibt Experimentalforscher, die mit einem merkwürdigen, psychologisch unerklärlichen Spürsinn begabt sind. Für dieses Phänomen ist den Physikern allgemein bekannt der große englische Forscher Michael Faraday, der Begründer der modernen Elektrizitätslehre. Er arbeitete mit experimentellen Mitteln, die uns Heutigen höchst primitiv vorkommen, und entdeckte damit fast alle fundamentalen Gesetze der Elektrizität. Man ist oft erstaunt, wie er es wagen konnte, aus den ungenauen Beobachtungen, die seine primitiven Mittel zuließen, die Gesetze herzuleiten, welche dann die Fundamente der ganzen großartigen Entwicklung der modernen Physik geworden sind. Die Beobachtungen mit den äußerst verfeinerten Hilfsmitteln, über die wir jetzt verfügen, haben an dem, was Faraday vor hundert Jahren gefunden hat, nichts ändern können. Die von ihm aufgestellten Gesetze sind nur mit immer zunehmender Genauigkeit bestätigt worden.

Wir können alles Gesagte kurz in dem Satz zusammenfassen, daß der Natur eine immanente Vernunft innewohne, die auch in der menschlichen Vernunft zu Tage trete. Dieser Satz aber besagt nichts Anderes, als was in dem ersten Artikel unsers Glaubens ausgedrückt ist: „Ich glaube an einen Gott, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde." Diese Uebereinstimmung zwischen Naturwissenschaft und christlicher Theologie scheint mir sehr beachtenswert zu sein. Denn es gibt Formen der Religion, welche zwischen der Natur oder der Welt einerseits und dem göttlichen Geist anderseits keinen Zusammenhang kennen. In erster Linie sind hier alle diejenigen Religionsformen zu nennen, die man kurz mit dem Schlagwort „Pessimismus" kennzeichnen kann. Für sie ist das Ziel, zu dem der Fromme geführt werden soll, die völlige Loslösung von dieser ungöttlichen Welt. Daß der Lehre Buddhas die Vorstellung einer vom göttlichen Geist geschaffenen, von ihm durchdrungenen Natur völlig fremdartig ist, wollen wir nur kurz berühren. Wichtiger für uns Abendländer sind die auf christlichem Boden gewachsenen pessimistischen Religionsformen. Ich nenne hier Marcion, der in der Geistesgeschichte des ausgehenden Altertums eine hervorragende Rolle gespielt hat. Er hat bekanntlich die Welt, in der wir leben, für ein Werk des bösen Geistes erklärt. Gott hat uns aus seinem himmlischen Reich, das von der Welt des Teufels vollkommen getrennt ist, aus reinem Erbarmen seinen Sohn gesandt, um uns aus der Teufelswelt herauszuholen und in sein Reich hinüberzuretten. Man erkennt den scharfen Kontrast dieser Lehre zu derjenigen der christlichen Theologie sehr klar an einem Wort Martin Luthers, das ich leider nur aus dem Gedächtnis, nicht ganz wortgetreu, wiedergeben kann: „Gott ist überall in der Welt, auch in dem ärmlichsten Ding, wie einem welken Blatt, ja sogar auch in der Hölle." Wie wunderbar stimmt dieses Wort mit unserer naturwissenschaftlichen Erkenntnis: Auch das, was trivial oder sogar häßlich und böse ist, auch der Gottlose selbst, ist doch wie die ganze Welt von der immanenten göttlichen Vernunft durchzogen. Eine moderne Geistesrichtung, die trotz aller Unterschiede doch auch eine gewisse Verwandtschaft mit dem Marcionitismus hat, ist der Idealismus, wenigstens eine sehr verbreitete idealistische Geistesrichtung, welche man kurz dadurch kennzeichnen kann, daß sie Geist und Materie als eine Zweiheit unterschieden wissen will. Gott ist Geist, und auch der menschliche Geist ist göttlicher Natur. Dagegen ist die Materie etwas Minderwertiges, ja sogar manchmal dem Geist Entgegengesetztes, also Widergöttliches. Der Geist muß mit dem Widerstand der Materie

ringen, er ist aber edler und stärker und kann sich die Materie unterwerfen.

Die hiermit skizzierte idealistische Geistesrichtung spielt sicherlich in unserem modernen Leben eine große Rolle, ich möchte wohl glauben, daß sie auch auf manche Theologen Einfluß gewonnen hat. Ihr tritt nun allerdings die Naturwissenschaft auf das schroffste entgegen, indem sie die Zweiheit „Geist — Materie" leugnet und den Menschen als ein einheitliches Wesen aufzufassen lehrt. Die Lehren der Naturwissenschaft widersprechen also gewiß einer idealistisch gerichteten Theologie, aber keineswegs einer echten christlichen Theologie. Im Gegenteil: Die Naturwissenschaft kann der Theologie helfen, die im Grunde unchristliche geistige Strömung des Idealismus zu überwinden und der echt christlichen Auffassung zum Siege zu verhelfen, daß der Mensch ein einheitliches Wesen ist, eine Kreatur Gottes, wie alle Dinge in der Welt, wenn man ihn auch von zwei verschiedenen Standpunkten aus einmal als geistiges, einmal als materielles Wesen ansehen kann.

So sind also die Beziehungen zwischen Naturwissenschaft und Theologie zweierlei Art. Erstens ist die Naturwissenschaft empfangend. Um überhaupt lebensfähig zu bleiben, muß sie notwendigerweise den Glauben an Gott, welchen die Theologie lehrt, übernehmen in der Form des Glaubens an eine objektive Wahrheit und an eine den Dingen innewohnende Vernunft, die sich zugleich in der Persönlichkeit des Forschers als die Fähigkeit zu forschen offenbart. Zweitens ist die Naturwissenschaft gebend. Ihre Erfolge sind eine Bestätigung des Glaubens an einen Schöpfergeist in der ganzen Welt. Ferner unterstützt sie die evangelische Auffassung von der Einheit des Menschenwesens gegen die idealistische Zerspaltung des Menschen in Geist und Materie.

Wenn man an die gewaltigen, schweren und tiefen Fragen denkt, die sich an die beiden letzten Artikel des Glaubensbekenntnisses knüpfen, und die hier nur gelegentlich gestreift worden sind, so mag man sagen, daß das, was die Naturwissenschaft der Theologie zu geben habe, nicht viel sei. Aber es kommt noch Eines hinzu. Es ist tief im Wesen des menschlichen Geistes begründet, daß er immer und immer trachtet, sich von dem geistigen Urgrund aller Dinge loszureißen, um eine selbständige Existenz zu gewinnen. Dieses gottfeindliche Streben überfällt den Menschen mit unwiderstehlicher Macht, es kann ganz die Herrschaft über ihn gewinnen und bringt ihn dann schließlich, so zu sagen, in eine öde und nichtige Welt des Truges und des Scheines. Das sehen wir auch in der Geschichte der Wissenschaft. Die Tatsachen, welche man durch gewissenhaftes, nüchternes Beobachten gewinnen kann, sind dem Menschen viel zu dürftig. Von Ungeduld verzehrt, verläßt er den Boden der Wahrheit und der objektiven Wirklichkeit. Er bildet sich ein, seltsame, tiefliegende Verflechtungen in dem natürlichen Geschehen zu entdecken, ohne daß er sich der Gefahr aussetzt, durch nüchterne Prüfung der Dinge seiner wundersamen Entdeckungen verlustig zu werden. Er gaukelt sich Erfolge vor, die ihm seine fabelhaften Erkenntnisse verschaffen, Erfolge, die nur in seiner überhitzten Phantasie bestehen. Was ich hier geschildert habe, nennt man Zauberei. Es muß uns nachdenklich machen, daß der Anfang des bewußten geistigen Lebens der Menschheit überall auf der Erde diese trügerischen Phantastereien hervorbringt. Es steckt eine merkwürdige Paradoxie darin: Die Zauberei ist nicht nur der Gegenpol der ernsten Naturforschung, sie ist auch zugleich ihr Vorläufer, so zu sagen: ihr Beginn. In den Anfängen der geistigen Kultur ist ernsthaftes Beobachten mit phantastischer Schwärmerei untrennbar vermischt. Ich möchte glauben, daß dies nicht nur von der Naturforschung gilt, sondern überhaupt von jeder Wissenschaft. Vor allem gilt es auch von der Gotteserkenntnis, sagen wir: von der Theologie. Auf der ganzen Erde ist der Beginn: Dämonen- und Götzenkult. Der Mensch will sich nicht der ruhigen steten Kraft seines Gewissens anvertrauen. Er will sich aus eigener Macht und mit Händen greifbar dasjenige fabrizieren, was ihm den Urgrund alles Seins vortäuschen könne. Die Geschichte berichtet uns das Befreiungswerk aus diesem Wahn, das im Altertum die großen Propheten Israels und die großen Philosophen Griechenlands begonnen haben. Die volle Freiheit hat das Evangelium der Menschheit gebracht. Als Jesus Christus von den Pharisäern gefragt wird: „Wann kommt das Reich Gottes?" da antwortete er: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden, man wird auch nicht sagen: Siehe hier, oder, da ist es. Denn sehet: das Reich Gottes ist inwendig in euch." Und den Jüngern sagt er: „Wie der Blitz oben vom Himmel blitzet, und leuchtet über alles, das unter dem Himmel ist, also wird des Menschen Sohn an seinem Tage sein." Und als sie ihn um eine genauere Angabe bitten, sagt er nur: „Wo das Aas ist, da sammeln sich die Geier." Die verborgene Verbindung des menschlichen Individuums mit dem göttlichen Geist, der die ganze Welt durchdringt, anders benannt: das Gewissen, das ist der Spürsinn, der uns befähigt, die Wahrheit zu finden mit derselben Sicherheit, wie die Raubvögel ihre Nahrung wittern; das Gewissen läßt uns mit blitzartiger Helligkeit die Wahrheit klar erkennen. Aber der Mensch begehrt dagegen: an bestimmten, deutlich aufzuzeigenden, äußeren Merkmalen sehen zu können, woran er ist; er will nicht an sein Gewissen gebunden sein. Das ist die große Gefahr für die Kirche. Weil sie nicht eine Vereinigung Gleichgesinnter sein will, weil sie vielmehr das ganze Volk als eine Einheit umfassen und alle Volksgenossen hinziehen will zur wahren Erkenntnis und zum wahren Glauben, so ist es unvermeidlich, daß sie immer wieder Konzessionen an das menschliche Begehren macht. Ihr Dasein ist daher nicht ein Besitz, sondern ein ununterbrochener Kampf um die reine Wahrheit, um den reinen Glauben. Sobald sie in Ruhe zu beharren sucht, beginnt ihr Leben zu erstarren. Will aber die Theologie beginnen zu erstarren und angebbare Merkzeichen an die Stelle des Gewissens zu setzen, während andere Wissenschaften in ihren beschränkten Bereichen sich noch rein auf das Gewissen der Forscher gründen, so entstehen Konflikte als warnende Zeichen, daß Etwas nicht stimmt. So können denn die modernen Wissenschaften, die experimentellen Naturwissenschaften so gut wie die kritischen Geschichtswissenschaften, die ja alle erst auf dem Boden der Freiheit des Evangeliums gewachsen und stark geworden sind, zum Dank dafür der Theologie in ihrer schwierigen Lage zur Seite stehen und ihr in ihrem Kampf mit helfen, wahrhaftig und nüchtern zu bleiben und sich nicht dem allzu menschlichen Begehren nach greifbaren und aufzeigbaren Kennzeichen des Religiösen zu fügen.

Was wir Gelehrten nach den langen Jahren der Zertrennung des geistigen Lebens in viele selbständige Einzelgebiete anstreben müssen, das ist: uns wieder bewußt zu werden der großen Einheit in allen Wissenschaften, von den Naturwissenschaften bis zur Theologie, der Einheit, welche letzten Endes beruht auf der Einheit von Glauben und Erkenntnis.

Freiburg i. Br. Gustav Mie

Noch einmal: Evangelische Bedenken zum Staatsvertrag zwischen Preußen und den preußischen Landeskirchen

Zu D. Johannes Kübel, „Der Vertrag der evangelischen Landeskirchen mit dem Freistaat Preußen beurteilt und erläutert." Berlin-Steglitz, Ev. Preßverband 1931. 75 S. 1.80 M.

1. Konkordat und Staatsvertrag — 2. Staat und Kirche als Vertragsgegner — 3. Die „politische Klausel" — 4. Kirchenbehörde und Fakultäten 5. Parität der Konfessionen

1. Konkordat und Staatsvertrag

Zu dem am 11. Mai dieses Jahres abgeschlossenen, am 13. Januar vom Preußischen Landtag angenommenen Vertrag zwischen dem Preußischen Staat und den ehemaligen Landeskirchen seines Gebietes hat D. Johannes Kübel dankenswerterweise nach kürzerem Bericht in der CW 1931, Sp. 477 ff. bereits am 30. Juni eine für weitere Kreise bestimmte Erläuterung ausgehen lassen; er war als Vertreter der Frankfurter Kirche an den Vertragsverhandlungen von Anfang an beteiligt. Man kann nur hoffen, daß seine Schrift dazu beitragen möchte, mit Inhalt und Bedeutung des Vertrages Alle, die es irgendwie angeht, vertraut zu machen.

Es ist freilich gewiß nicht eben leicht, für diesen Vertrag weitere kirchliche Kreise wirksam zu interessieren. Von dem, was ihnen in erster Linie wichtig sein muß: der Sicherung der kirchlichen Einrichtungen und Aemter für Gottesdienst und Seelsorge oder der Ordnung des Verhältnisses von Kirche und Schule im Allgemeinen und insbesondere für den Religionsunterricht, ist nicht mit einem Wort die Rede. Der eigentliche Kern des Vertrages ist eine staatliche Verpflichtung inbezug auf die Kosten der kirchlichen Verwaltung, für die der Staat einen sehr erheblich höheren Betrag zusichert, als er in Recht und Herkommen sicher begründet ist

und bislang gewährt wurde (4950000 gegen 3760000 M., vgl. S. 38). „Angesichts der in diesem Vertrag zugesicherten Dotation" (!) übernimmt die Kirche die Verpflichtung, als Geistliche in der Regel nur deutsche Reichsangehörige mit einem zum Universitätsstudium berechtigenden Reifezeugnis und nach einem mindestens dreijährigen theologischen Studium an einer deutschen staatlichen Hochschule anzustellen und zum Vorsitzenden einer höheren kirchlichen Verwaltungsbehörde Niemanden zu ernennen, von dem nicht „durch Anfrage bei der Staatsregierung festgestellt ist, daß Bedenken politischer Art gegen ihn nicht bestehen" — die vielumstrittene „politische Klausel". Der Staat wiederum verpflichtet sich, die in seinem Gebiet bestehenden theologischen Fakultäten zu erhalten und vor Anstellung eines ordentlichen oder außerordentlichen Professors der Theologie der zuständigen kirchlichen Behörde Gelegenheit zu gutachtlicher Aeußerung zu geben. Die Ernennung evangelischer Universitätsprediger soll durch die Staatsbehörde im Einvernehmen mit der Kirchenbehörde geschehen.*) Weiter ist vereinbart, daß die Pfarrstellen fiskalischen Patronats — in Altpreußen über 2000 — nach Benehmen zwischen Staats- und Kirchenbehörde besetzt werden sollen. Kirchliche Gesetze und Notverordnungen, die die Vermögensverwaltung der Kirchen betreffen, sind dem zuständigen Ministerium vorzulegen; wenn die Kirche einen etwaigen Einspruch des Ministeriums nicht für begründet hält, ist ihr das Verwaltungsstreitverfahren eröffnet.

Kübels Heft bietet zu billigstem Preise den vollen Text des Vertrages und des einige Vereinbarungen näher bestimmenden Schlußprotokolls sowie die bei der Vorlegung im Landtag gegebene amtliche Begründung (die recht mager ist und alle Probleme unberührt läßt). Warum fehlt bei so viel Stoff die kurze „Anweisung für die Besetzung der Pfarrstellen fiskalischen Patronats im Gebiet der Ev. Kirche der altpreußischen Union", die manchen Pfarrern und Gemeindevorständen wichtig sein wird? Bei der Erläuterung der einzelnen Artikel werden, was besonders willkommen ist, stets die bezüglichen Bestimmungen des preußischen Konkordats mit dem Päpstlichen Stuhl, das ja für den evangelischen Staatsvertrag auch im Wortlaut die Vorlage gewesen ist (!), beigefügt; gelegentlich werden auch die entsprechenden bayrischen Verträge zur Vergleichung herangezogen. Die Erläuterungen, die auch für Laien verständlich gefaßt sind, heben an den wichtigsten Punkten die Bedeutung des Vertrages für die Rechtsgestaltung gut heraus und zeigen auch, daß die Auslegung an manchen Stellen unsicher ist und zu Streitigkeiten Grund geben kann. Es hat kaum Wert, Einzelnes wiederzugeben oder in Frage zu ziehen.**) Vielmehr möchte ich einige Erwägungen zu den die Beurteilung des Vertrages bestimmenden Gesichtspunkten allgemeiner und grundsätzlicher Natur vorbringen; Kübel darf ja hierin als Vertreter der unsere deutschen evangelischen Kirchenleitungen beherrschenden Anschauungen, und zwar — wenn man so scheiden darf — der gemäßigten, freieren Richtung in ihnen gelten. Der für jedes politische Verhalten zu Recht maßgebende Verweis auf den Boden der Tatsachen kann eine religiös begründete Kritik nicht abschneiden, für die es nicht auf das unbestreitbare Recht der Tatsachen, sondern das sehr fragliche Recht der sie schaffenden Tat ankommt; das wird zwar heute in der Kirchenpolitik gern vergessen, in der die Legitimation der Tat durch die Tatsachen überall beliebt ist und kaum angefochten wird, muß aber eben deshalb aufs nachdrücklichste in Erinnerung gebracht werden.

2. Staat und Kirche als Vertragsgegner

„Es war nicht rühmlich, daß sich die evangelische Kirche durch die Entwicklung der Dinge genötigt sah, die grundsätzliche Behandlung der Vertragsfrage durch eine bloß taktische abzulösen. ‚Wenn möglich, überhaupt kein Konkordat!': das war der Grundsatz. ‚Wenn aber ein katholisches, dann auch ein evangelisches Konkordat!': das war Taktik. Die evangelische Kirche wäre besser gefahren, wenn sie von allem Anfang an die Zeichen der Zeit verstanden, die Frage ausschließlich vom kirchlichen statt vom staatlichen Standpunkt aus beurteilt und von vornherein und grundsätzlich die Neuordnung ihrer Rechtslage durch den allein möglichen und allein würdigen Abschluß eines Vertrages angestrebt hätte, wie er jetzt erreicht ist."

So Kübel S. 22.

Daß die grundsätzliche und die taktische Behandlung der Vertragsfrage so auseinandergingen, wird man mit ihm in der Tat nicht rühmlich finden. Doch liegt darin immerhin das Zugeständnis innerer konfessioneller Verlegenheit, für die freilich die mechanische Parität der Konfessionen auch hier nur eine schlechte Lösung ist. Diese mechanische Parität stellte der Kirche das falsche Entweder-Oder, das Kübel rügt; sie bestimmt aber auch seine eigene Forderung. Es versteht sich doch wohl keineswegs von selbst, daß der Vertrag die allein mögliche und allein würdige Form für die Neuordnung der staatlich-kirchlichen Rechtslage war, und gegen Kübels Forderung, ausschließlich vom kirchlichen statt (!) vom staatlichen Standpunkt aus zu urteilen, wird man von einem grundsätzlich evangelischen Denken her lebhaft protestieren dürfen. Die Aufrichtung eines Interessengegensatzes zwischen Staat und Kirche und die Politik einer Interessenvertretung der Kirche gegen den Staat sind nicht evangelisch. Was vom staatlichen Standpunkt aus nicht rätlich oder nicht würdig erscheint, darf von einer evangelischen Kirche niemals erstrebt werden, die auch und gerade dem Staat gegenüber nichts Anderes kennen darf als „ihm sein Gut und Nahrung helfen bessern und behüten". In Wahrheit war die grundsätzlich wichtige Entscheidung für den Staat allerdings beim katholischen Konkordat gefallen. Legte er auf dieses Wert und brachte es zum Abschluß, so mußte er von seinem staatlich-paritätischen Gesichtspunkt aus der evangelischen Kirche die gleiche Rechtsform gewähren, ihr die gleichen Vorteile zuwenden und die gleichen Lasten auferlegen. Ob aber die evangelische Kirche von sich aus einen Vertrag deshalb fordern mußte oder durfte, weil der Staat — mit Recht oder Unrecht — einen solchen mit der katholischen Kirche zu schließen für notwendig erachtete, ist durchaus zu fragen. Hätte es ihr nicht sehr wohl anstehen können, auf das, was sie für staatlich bedenklich hielt, zu verzichten, nicht zu nehmen, was sie den Staat ungern geben sah, und die grundsätzliche Bestreitung der katholischen Ansprüche oder der ihnen gemachten Zugeständnisse durch die eigene Haltung zu bewähren, anstatt der katholischen Kirche auf ihrem Wege zu folgen? Gewiß veränderte es für die evangelische Kirche die Lage, wenn über den Abschluß eines katholischen Konkordats nicht mehr zu streiten, sondern dieser als Tatsache gegeben war. Aber selbstverständlich wird die Folgerung: „Dann auch ein evangelisches Konkordat!" damit keineswegs — wenn die mechanische Parität nicht selbstverständlich ist.

Man hat immer wieder gemeint, daß die formal gleiche Behandlung beider Kirchen ein unentbehrliches Zeugnis für die gleiche Schätzung beider sei; es sei für die Ehre — man pflegt bezeichnenderweise zu sagen: das Prestige — der evangelischen Kirche nicht erträglich, unter einem staatlichen Gesetz zu stehen, während die katholische Kirche einen Vertrag habe. Weshalb eigentlich? Vertrag und Vertrag ist doch nicht dasselbe; es wird immer darauf ankommen, wer die Vertragschließenden sind und was die Verträge enthalten, und das Letztere braucht, auch wenn es gleich lautet, nicht gleichbedeutend zu sein. Auch Kübel meint: „Das Ergebnis liegt vor allem Anderen in dem Vertragsabschluß an sich, in der Tatsache, daß der Staat die Kirche als Vertragsgegner anerkennt" und zitiert wiederholt mit merklicher Befriedigung die Stutzsche Prägung von der „vertrags- oder konkordatsgesicherten autonomen Trennungskirche", die sich als solche „gegenüber den anderen Religionsgesellschaften, auch denen, die als Körperschaften

*) Vgl. darüber CW 1921 Sp. 488 ff.

**) Ein störendes Satzversehen S. 40 ist durch Einlagezettelchen berichtigt, ein anderes (S. 70) nicht wesentlich. S. 42 und 57 lies Art. 137, Abs. 8 statt 7.

öffentlichen Rechtes anerkannt sind, stark abhebt." *) Man muß dem nur nachdrücklich hinzufügen, daß die Vertragsgesichertheit eine Vertragsgebundenheit zur unveräußerlichen Gegenseite hat. Jeder Teil glaubt die eigenen Sicherungen mit den eigenen Bindungen bzw. die Bindung des Anderen mit der eigenen nicht zu hoch zu bezahlen. Wer in diesem politischen Geschäft gewinnt, wird sich noch zeigen. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß es bei dem einen Vertrag die Kirche, bei dem anderen aber der Staat sein könnte; das hängt mit von Umständen der Entwicklung der Lage ab. Mußte sich die Kirche auf dies Geschäft einlassen?

Es ist ausschließlich Sache kirchenpolitischer Beurteilung, ob man dies bejaht, und sei hier post factum nicht weiter erörtert. Grundsätzlich hätte die evangelische Kirche sich frei halten und geben sollen. Dies zu können, wäre ein Zeichen wirklich starker, unabhängiger Stellung gewesen und hätte, wo nicht ihrem Prestige, so ihrer Ehre gedient. Wer an den Verhandlungen beteiligt war, weiß aber, wie schwer — auf Staats- und Kirchenseite — der Wunsch, den Vertrag als solchen zustande zu bringen (vereinzelt auch der Wunsch, eben dies zu verhindern!), immer wieder die sachliche Erörterung seines Inhaltes belastet hat. Die politische Verantwortung, den Vertrag scheitern zu lassen, erschien Manchen so schwer zu tragen, daß sie darüber das Gewicht der Verantwortung für seinen Inhalt geringer empfanden.

Schließlich ist doch der Vertrag als solcher Formsache. Er ist die notwendige Form, wenn der Staat mit dem Papst, dem geistigen Haupt der katholischen Kirche, Vereinbarungen treffen will, da er diesen seinen Gesetzen nicht unterwerfen kann, und wenn es ihm nicht genügt, seine katholischen Bürger ihnen zu unterwerfen. Für die evangelische Kirche ist der Vertrag immer nur eine andere Form von Gesetz, die als solche ihre Vorzüge, aber auch ihre Nachteile hat. Man soll ihn daher weder in Genugtuung noch in Bedenken überschätzen. Wichtiger sind religiös die Gedanken, die das Urteil bestimmen. Bei Kübel lesen wir S. 26:

„Darüber hinaus besteht wie für die Kirche, so auch für den Staat der vornehmste Wert des Vertragsabschlusses in dem Vertrag an sich. Die evangelischen Landeskirchen haben den Vertrag mit dem Freistaat Preußen abgeschlossen. Das bedeutet: Die Kirchen erkennen den Freistaat Preußen, also die jetzige Form der preußischen Staatsverfassung, förmlich an. Denn mit einem Partner, dessen Rechtslage sie bestreiten, hätten sie von Gewissens wegen einen Vertrag nicht abschließen dürfen. Die Kirchen haben allerdings durch ihr tatsächliches Verhalten die jetzige Form der Staatsverfassung schon bisher anerkannt; sie haben mit dem Staat verkehrt, haben ihre Gesetze dem Staat vorgelegt, haben Geld aus der Hand des Staates entgegengenommen und dergleichen mehr. Aber das konnte immerhin nur aus Not, unter dem Zwang der Verhältnisse und mit innerem Widerspruch, geschehen sein; denn die Kirchen brauchten den Staat, und der Staat war nun einmal so, wie er war. Die Kirchen haben auch in mancherlei Erklärungen, ganz feierlich 1927 auf dem Kirchentag in Königsberg, dem neuen Staat gegeben, was ihm gebührt; aber das waren nur grundsätzliche Erklärungen ohne Rechtskraft. Jetzt sind die Kirchen freiwillig und rechtsverbindlich mit dem Freistaat Preußen einen förmlichen Vertrag eingegangen. Damit hat der Staat die von ihm seit zwölf Jahren erhoffte feierliche Anerkennung seiner jetzigen Staatsverfassung durch die evangelischen Landeskirchen seines Gebietes.

Diese Anerkennung konnten ihm die Kirchen guten Gewissens gewähren. Soviel Dank auch immer die Kirchen dem vormaligen Königtum Preußen und dem landesherrlichen Kirchenregiment schulden, so sehr auch immer die Herzen wie vieler treuester Kirchenglieder, auch wie vieler Mitglieder der Kirchenbehörden an der vergangenen Staatsform hängen, so ist doch, evangelisch, religiös betrachtet, die Staatsform kein Glaubensartikel. Nur der Staat selbst ist göttlichen Rechtes; die Staatsform ist dem Wandel und Wechsel der Geschichte unterworfen. Läßt Gott den Wechsel zu, so ziemt es sich für die Kirche nicht, ihm ihre Zustimmung zu versagen; denn die Kirche hat allein nach religiösen Gesichtspunkten zu handeln und allein die Sache des Glaubens zu führen. Gehört aber die Staatsform religiös in das Gebiet der Adiaphora, so hat die Kirche auch das Recht, gegebenen Falles die Pflicht, sie als ein solches zu behandeln und aus den veränderten Verhältnissen die Folgen zu ziehen. Das bedeutet nicht, daß der Staat der Kirche zur Pflicht machen dürfte, fortan die jetzige Staatsform zu einem Artikel des Glaubens zu erheben. Aber er kann von der Kirche verlangen, daß sie sich zur loyalen Anerkennung dieser Staatsform versteht. Und dazu versteht sich die Kirche, indem sie den Vertrag mit dem Freistaat Preußen abschließt. Das ist der große Gewinn, den der Freistaat Preußen aus dem Vertragsabschluß davonträgt."

Ich drucke diesen ganzen, Kübels „Beurteilung des Vertrages" abschließenden Abschnitt ohne Kürzung ab, weil er mir für eine in der evangelischen Kirche Deutschlands verbreitete Denkweise bezeichnend scheint, die ich nur als eine gewisse politische Gebrochenheit evangelischen Denkens verstehen kann. Ich wähle mit Absicht diesen unpersönlich objektiven, aber sachlich scharfen Ausdruck, weil ich mit einem Freunde und Mitarbeiter der CW in Diskussion stehe. Wir unter uns müssen uns doch zu allererst darüber zu verständigen versuchen, was evangelisch ist und was nicht. Daß dafür eine etwaige verschiedene politische Einstellung gleichgültig ist, steht unter uns unbestritten fest. Und ein Doppeltes ist nun m. E. in Kübels Ausführungen nicht evangelisch gedacht.

Einmal dies: den Vertrag als Ausdruck einer im Gewissen, also in Wahrheit und Freiheit, im Unterschied von einer aus Not, unter Zwang der Verhältnisse gewährten Anerkennung der bestehenden Staatsordnung zu fassen. Ob eine Anerkennung gezwungen oder aus Ueberzeugung geschieht, kann doch niemals ein rechtsgeschäftlicher Akt und seine Form entscheiden. Gerade im Abschluß eines Vertrages kann sich ja ein solcher Zwang manifestieren. Daran braucht man im Zeitalter der erzwungenen Verträge aller Art ja nur zu erinnern. Der Staat wird dem Vertrag gewiß nicht mehr Wert beilegen als der Königsberger grundsätzlichen Erklärung ohne Rechtskraft, sondern mag etwa denken, daß die Kirche den Vertrag eben braucht.

Sodann zum Anderen: Wenn das im zweiten Absatz des obigen Zitates Gesagte gut evangelisch geredet ist (und das ist es m. E. im Wesentlichen, auf Formulierungsbedenken gehe ich jetzt nicht ein), so ist schlechterdings nicht einzusehen, wie sich der Staat die Anerkennung seiner Verfassung, falls sie der Vertrag zum Ausdruck bringt, als besonderen Gewinn buchen soll. Soll er ein Geschenk für wertvoll erachten, das den Geber zugestandenermaßen gar nichts kostet? Was die evangelische Kirche ihm guten Gewissens gewähren kann, was für sie Adiaphoron ist und ihren Glauben gar nicht berührt, was für sie überdies durch Gottes Zulassung schon entschieden und verbindlich ist, das darf sie doch nicht als besondere Leistung auf Grund von Gegenleistungen gewähren, bzw. gewährt zu haben dem anderen Teil vorrechnen. Es wäre schlimm, wenn der Staat wirklich darauf zwölf Jahre hätte warten müssen! Wenn der Vertrag etwa nicht zustande gekommen wäre — es schien daran ja zuweilen nahe genug zu sein —, würde die Kirche sich dann „die loyale Anerkennung der bestehenden Verfassung" noch weiter vorbehalten haben? Mir scheinen diese Erwägungen, auch wenn sie (wie Kübel offenbar meint) nur dem Staat unterlegt werden sollen, auf evangelischem Boden unmöglich, weil sie das Mißverständnis wecken müssen, als ob der evangelische Christ ohne politische Nötigung oder politischen Gewinn nicht zu tun brauchte, wozu das Gewissen verpflichtet, als ob die Kirche neben der Gewissensmoral eine Geschäftsmoral haben könnte.

Hierzu will ich gar nicht dabei verweilen, daß „die Kirche" ja doch auch diejenigen umschließt und in ihren Organen zu vertreten hat, die den republikanischen und

*) Die Prägung findet sich in dem trefflichen Vortrag „Konkordat und Codex" (Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften, Dez. 1930, S. 699). Wenn Stutz dort hinzufügt: „Ein Rückzug ist damit [nämlich mit der vertraglichen Bindung] freilich von den Kirchen vollzogen, aber im Sinne einer Konzentration in eine befestigte Stellung, von der aus möglicherweise der Verweltlichungs- bzw. Entkirchlichungsprozeß allmählich zum Stehen gebracht wird und neue Eroberungen gemacht werden können" —, so wird damit die gewiß nicht bedeutungslose Rechtsform, in der die Kirche existiert, doch unendlich überschätzt. Es ist beachtlich, daß solche Ueberschätzung nicht nur in der amtlichen Kirche verbreitet ist.

konfessionslosen Staat von vornherein und aus grundsätzlicher Ueberzeugung bejahen. Wenn es oft berechtigten Anstoß erregt, daß diese Kreise den Staat als den ihren in Anspruch nehmen, so sollten die anders gerichteten dies nicht mit der Kirche tun.

3. Die „politische Klausel"

„Die evangelische Kirche zieht aus dem Vertrag nicht nur Gewinn. Einen förmlichen und ernsten Rückschritt in der Rechtsentwicklung bedeutet die politische Klausel, also die Einräumung des Rechtes an den Staat, gegen die Ernennung des Vorsitzenden einer Behörde der Kirchenleitung oder einer höheren kirchlichen Verwaltungsbehörde Bedenken politischer Art zu erheben" (S. 24). Laut Schlußprotokoll „besteht Einverständnis darüber, daß als politische Bedenken im Sinne dieses Artikels nur staatspolitische, nicht dagegen kirchliche oder parteipolitische gelten. Bei etwaigen Meinungsverschiedenheiten hierüber wird die Preußische Staatsregierung auf Wunsch die Tatsachen angeben, aus denen sie die Bedenken herleitet. Die Feststellung bestrittener Tatsachen wird auf Antrag einer von Staat und Kirche gemeinsam zu bestellenden Kommission übertragen."

Die politische Klausel war bekanntlich heiß umstritten. Der Staat sah in ihrer Aufnahme in den Vertrag ein unbedingtes, schlechthin unaufgebliches Erfordernis und war bereit, an anderen Punkten dafür Zugeständnisse zu machen. Die Kirche hatte gegen sie überwiegend schwere Bedenken, die auch in den Rechtsparteien des Preußischen Landtages geteilt wurden; man fürchtete einen durch die Parteistellung der jeweiligen Regierung bestimmten Gebrauch von ihr. Schließlich fand man sich angesichts der sonstigen großen Vorteile, die der Vertragsabschluß den Kirchen brachte, mit ihr ab. Für die Forderung des Staates und das Zugeständnis der Kirche war dabei die Rechtsunsicherheit mitbestimmend, ob die Reichsverfassung durch Art. 137 Satz 3: „Jede Religionsgesellschaft ... verleiht ihre Aemter ohne Mitwirkung des Staates oder der bürgerlichen Gemeinde" auch ein nur negatives Einspruchsrecht des Staates aus politischen Gründen ausschließe oder nicht. Die Ausleger der Reichsverfassung sind darüber geteilter Meinung. Vertragliche Vereinbarung stellte das Recht der Erhebung ausschließender Bedenken politischer Art sicher, auch wenn es nicht in der Reichsverfassung begründet sein sollte; die Verweigerung einer solchen Vereinbarung hätte gegen die faktische Erhebung von Bedenken und ihre Folgen nicht gesichert, da sie vielleicht mit der Reichsverfassung vereinbar war. In Preußen galt nach Kübel für diesen Fall zudem das Gesetz vom 11. Mai 1873, nach welchem die Staatsregierung befugt ist, gegen die Uebertragung eines geistlichen Amtes Einspruch zu erheben, „wenn der Anzustellende aus einem auf Tatsachen beruhenden Grunde, welcher dem bürgerlichen oder staatsbürgerlichen Gebiet angehört, für die Stelle nicht geeignet ist". So einigte man sich auf das, was der Staat kategorisch forderte, mit Klauseln, die den von der Kirche gefürchteten Mißbrauch soweit als möglich ausschließen. Nimmt man (mit Kübel) an, daß das vorerwähnte Gesetz in Kraft steht, bzw. bis zum Vertragsabschluß stand, so kann man insoweit von „einem förmlichen und ernsten Rückschritt in der Rechtsentwicklung" eigentlich nicht reden. Praktisch dürfte zu erwarten sein, daß diese Vereinbarung die Kirche zu großer politischer Vorsicht in der Besetzung ihrer leitenden Stellen, den Staat aber zu äußerster Zurückhaltung in der Erhebung von Bedenken bestimmen wird; denn einen offenen Konflikt haben beide Teile gleich sehr zu scheuen. Insofern wird der Artikel durch sein bloßes Vorhandensein Gutes wirken; denn jene Vorsicht und diese Zurückhaltung sind in kirchlichem wie staatlichem Interesse dringend erwünscht.

Der lange und schließlich ja nur äußerlich beigelegte Streit um diesen Punkt ist ein schmerzliches Zeichen des zwischen Staat und Kirche mangelnden Vertrauensverhältnisses wie der Unklarheit über die gegenseitigen Rechte und Pflichten. Die politische Klausel hat in Wahrheit weder den Wert, den der Staat, noch die Gefahr, die die Kirche ihr zuschreibt. Es trifft zu, was oft hervorgehoben worden ist, daß die Dinge für die evangelische Kirche hier anders liegen als für die katholische, die als solche ja die römische, internationale ist. Bei der ausschlaggebenden Gewalt des die Bischöfe ernennenden Papstes und demnächst der Bischöfe selbst in der katholischen Kirche bedurfte der Staat schlechterdings einer Möglichkeit, politische Bedenken mit ausschließender Wirkung gegen die Vikare des Papstes in Deutschland geltend zu machen. (Es ist wenig genug, was damit von den früheren staatlichen Rechten bei der Bischofswahl übrig geblieben ist.) Bei der evangelischen Kirche, die ihre gesamte Organisation innerhalb der Reichs- und Staatsgrenzen hat und deren Spitzen gegenüber der ausgebildeten Synodaldemokratie ihrer neuen Verfassungen entfernt nicht die Bedeutung katholischer Bischöfe haben, besteht insoweit kein vergleichbares Interesse für den Staat. Es kommt hinzu, daß die evangelische Kirche der Klausel leicht die Spitze abbrechen könnte, wenn sie die geistlich leitenden Funktionen von dem Vorsitz in den höheren kirchlichen Verwaltungsbehörden trennt oder diesen mit synodalen Aemtern verbindet (mag dies aus anderen Gründen auch nicht erwünscht erscheinen). So kann man durchaus fragen, ob der Staat, wenn er doch Eingriffe in die innere kirchliche Entwicklung von sich aus gar nicht tätigen will, ein erhebliches Interesse an einer nihil obstat-Erklärung hat, die ihn — wenn er sie irrig gibt oder versagt — stets in unerwünschte Verantwortlichkeiten verwickelt. Daß die staatspolitischen Bedenken, die er etwa erhebt, ihm als parteipolitische ausgelegt werden, kann er nach Lage der Dinge ja gar nicht vermeiden. Ja er wird, wie die Erfahrung in Vergangenheit und Gegenwart zeigt, selbst sehr schwer zwischen beiden scheiden können! In einem parlamentarisch regierten Staat ist die Regierung immer selbst Partei. Ist es auch staatskirchenpolitisch — im Allgemeinen mindestens — nicht richtiger, repressiv einzugreifen, wenn tatsächlich die evangelische Kirche staatspolitisch unzulässige Wege betreten sollte, als prohibitiv zu verfahren, was den Staat immer in die schwierige Lage bringt, auf Verdacht zu verurteilen anstatt auf Beweis?

Aber demgegenüber ist freilich zu sagen, daß konkretpolitisch, parlamentarisch ein Staatsvertrag mit auch nur formaler Imparität in diesem Punkt wohl nicht durchzubringen gewesen wäre, und daß der Staat sich vielleicht nicht mit Unrecht von dem Bestehen einer solchen Klausel prohibitive Wirkungen versprach, die ihm den Konflikt der Anwendung ersparten. Auch kann man grundsätzlich das Prestige staatlicher Souveränität dafür geltend machen — und dem Staat steht dies wohl an —, daß in so bedeutsame, nichtstaatliche, aber öffentliche Stellungen, deren Gehalt zudem vom Staat zur Verfügung gestellt wird, Niemand gegen den ausgesprochenen Willen des Staates eintreten kann. Grundsätzlich kann ja die Autonomie der Kirche die Verantwortung des Staates für den öffentlichen Frieden nicht beschränken und seine Konsuln nicht gegen die Verpflichtung decken, jeden Schaden von ihm abzuwenden. Unannehmbar war daher m. E. für den Staat — und übrigens nicht unbedenklich für die Kirche — der von manchen Seiten länger verfolgte Gedanke eines Schiedsgerichtes, das über die Berechtigung der politischen Bedenken im Streitfall entscheiden sollte; über die Feststellung strittiger Tatsachen ist ein Schiedsgericht in Aussicht genommen, und das ist in guter Ordnung im Rechtsstaat. Die Staatsregierung kann aber, wenn sie Regierung, nicht bloße Verwaltung sein will, keiner anderen Instanz die Entscheidung über politische Bedenken dem Gewichte nach überlassen; und die Kirche kann sich ein solches Veto von keiner anderen Stelle als der Staatsregierung, d. h. nicht anders denn als einen Akt aus deren selbstverantwortlicher Souveränität, nicht aber als einen Richterspruch, der sie verurteilt, gefallen lassen. (Die Richtigkeit dieses Satzes kann dadurch nicht berührt werden, daß das Staatsgesetz vom 15. Oktober 1924 ein Schiedsgericht wie über andere Meinungsverschiedenheiten so auch „wegen Berück-

sichtigung der gegen die Berufung der Vorsitzenden der kirchlichen Verwaltungsbehörden geltend gemachten Bedenken" in Aussicht genommen hatte.)

Aus diesen Gründen, die den Staat zur Forderung der politischen Klausel bestimmten, ja z. T. nötigten (formale Parität), hätte m. E. die Kirche sie ohne viel Widerstand zugestehen sollen, wenn für die Feststellung von Tatsachen eine schiedsrichterliche Instanz gewährt wurde. Nur als freies, nicht als abgenötigtes Zugeständnis war dies — evangelisch gesehen — zulässig. Entweder war die Klausel tragbar, dann war kein Widerstand, oder sie war untragbar, dann war keine Annahme erlaubt. Bloße Taktik in Rücksicht auf andere Vertragspunkte war der Widerstand ja nicht und durfte er in einer so ernsten und wesentlichen Frage nicht sein. Es wäre mir durchaus im Interesse der echten Würde der Kirche erschienen, wenn sie es als von vornherein ausgeschlossen betrachtet hätte, daß sie jemals dem Staate für ihre Vertretung an leitender Stelle Männer präsentieren würde, gegen die sich gegründete politische Bedenken erheben ließen. Nicht nur unanfechtbar loyale Einstellung zur geltenden Staatsverfassung (diese Forderung haben auch die Kirchen ausdrücklich anerkannt, vgl. Kübel S. 45), sondern auch parteipolitische Zurückhaltung muß selbstverständliches Erfordernis für die Inhaber der höchsten Aemter der Kirche sein. Sie sollten weder in der regierenden politischen Koalition noch in der Opposition hervortreten. Die Kirche hätte danach das umstrittene Recht dem Staat ohne Weiteres zugestehen können, weil sie dadurch normalerweise gar nicht beengt wurde.

Gewiß ist nun die Möglichkeit parteipolitischen Mißbrauchs durchaus nicht von der Hand zu weisen; der alte wie der neue Staat bieten bedenkliche Beispiele genug in dieser Richtung (wiewohl gerade auf kirchlichem Gebiet der neue Staat bisher große Zurückhaltung gezeigt hat). In solchem Fall erfährt die Kirche dann Druck und Verfolgung. Will sie sich dagegen auf alle Fälle versichern? Fühlt sie sich nicht mehr fähig, dergleichen zu überwinden (sie ist im öffentlichen Leben ja wahrlich nicht ohnmächtig) oder zu tragen und ihm so oder so einen Segen abzuringen? Eine ungerechte Verfolgung könnte sich die Kirche doch nur wünschen, — wenn man dergleichen überhaupt wünschen dürfte! Nahm die Kirche mit einem so hartnäckigen Widerstand nicht ihrerseits den bösen Schein parteipolitischer Voreingenommenheit auf sich?

Kübel unterläßt es grundsätzlich, aus den Verhandlungen, zumal den innerkirchlichen, Mitteilungen zu machen (vgl. S. 22). Das ist verständlich, aber ergibt das ungeschichtlich vereinfachte und vergröberte Bild, als ob es sachliche Differenzen nur zwischen Staat und Kirchen, nicht auch bei den beteiligten staatlichen und kirchlichen Stellen je untereinander gegeben hätte. So ist man in den Kirchenleitungen gerade über die politische Klausel durchaus nicht einer Meinung gewesen, wenn sie auch dem Staat gegenüber einheitlich verhandeln ließen. Wir wollen uns doch den großen Vorteil nicht verdecken, der den empfindlichen Nachteilen der Zersplitterung des deutschen evangelischen Kirchenwesens gegenübersteht, daß durch die Möglichkeit verschiedener Beurteilung und Behandlung wichtiger Fragen in verschiedenen Kirchen die sachliche Problematik kenntlich und offen gehalten wird und eine amtsautoritative Entscheidung sachlicher Fragen verhindert ist.

Zu den ernstesten Fragen dieser Art, die uns aufgegeben sind, gehört die innere Auseinandersetzung der staatsfreien evangelischen Volkskirche, die Volkskirche und Körperschaft öffentlichen Rechtes bleiben will, mit den Rechten des Staates. Sie ist bisher nicht vollzogen worden, weil die von der Reformation her überlieferten staatskirchenrechtlichen Verhältnisse die Scheidung zwischen den dem Staat als solchem und den ihm als Träger des Kirchenregiments zukommenden Rechten, den jura circa sacra und in sacra, entbehrlich machten. Auch in der halbstaatlichen Kirche des landesherrlichen Kirchenregiments waren Rechte des Landesherrn als Staatsoberhaupt und als summus episcopus ungeschieden verbunden. Die theoretische Diskussion und die Gesetzgebung haben zur Scheidung wertvolle Ansätze gebracht, sie aber doch an wichtigen Punkten undurchgeführt gelassen. Das landesherrliche Kirchenregiment war eben keine nur äußere Verbindung von Staatsregierung und Kirchenregiment in der Person des Landesfürsten, wie es die die lebend sich entwickelnde Einheit geschichtlicher Formen in bloße Kompositionen auflösende Theorie hinstellt. Sein Fortfall fordert daher eine neue Synthese und nicht eine bloße Aufteilung von Kompetenzen an zwei sich scheidende Korporationen. Es wäre eine kümmerliche und ungeschichtliche Auffassung, zu meinen, daß seine Rechte bei der Trennung von Staat und Kirche sich verteilen ließen wie ein Kapital zwischen Erben, von denen dazu jeder den anderen möglichst auf den Pflichtteil beschränken möchte. Es führt auch nicht zu gedeihlichen Lösungen, wenn man die auftretenden Fragen anstatt aus der inneren Lage der Sache aus der überdies strittigen Auslegung des bisherigen, unvollkommen durchgestalteten und mit vergangenen geschichtlichen Verhältnissen verbundenen Rechtes entscheiden will, wobei es dann leicht zu tendenziösen Einlegungen kommt.

4. Kirchenbehörde und Fakultäten

Zu den kirchlichen Vorteilen des Vertrages zählt Kübel „die Gewährung neuen Rechtes für die kleineren Landeskirchen in der Fakultätenfrage" (S. 24), also die Ausdehnung des für die älteren preußischen Provinzen herkömmlichen Rechtes des Evangelischen Oberkirchenrates zu einer gutachtlichen Aeußerung vor der Ernennung von Theologieprofessoren auf die neupreußischen Provinzen und ihre Kirchenleitungen.*) Es trifft tatsächlich nicht zu, daß es seit 1918 „auch von den neupreußischen Kirchen als unerträglich empfunden wird, daß die dem Staate allein unterstellten und verantwortlichen Professoren der Kirche ihre Pfarrer heranbilden, ohne daß die Kirche bei ihrer Berufung mitzuwirken hätte" (CW 1930 Sp. 731 f.). Während auf die verschiedene Stellungnahme der Fakultäten zu diesem Recht ausdrücklich hingewiesen wird (S. 68 f.), wird wiederum nichts davon gesagt, daß den kleineren Kirchen zum Teil an diesem Recht durchaus nicht gelegen, daß „die Ueberzeugung von der Notwendigkeit und dem inneren Recht des Fakultätenartikels" (S. 68) auch den Kirchenbehörden keineswegs gemeinsam war. Auch hier ist ein vom evangelischen Gesichtspunkt aus gerade an diesem Punkt besonders fragwürdiger Zwang zur Einheit auf Grund des Mehrheitswillens ausgeübt worden. Erfreulich offen ist es dagegen, daß S. 25 schlankweg von einem „praktischen Recht gegen die Fakultäten (!) für den Konfliktsfall" gesprochen wird und uns die in den Verhandlungen immer wieder geltend gemachte Behauptung, das kirchenregimentliche Gutachten solle die Fakultäten schützen — gegen den ihre Kirchlichkeit eventuell gefährdenden Staat nämlich — erspart bleibt. Das Gutachtenrecht erscheint vielmehr als Gegenleistung des Staates für die von den Kirchen übernommene Verpflichtung, von ihren Geistlichen ein dreijähriges theologisches Studium an einer staatlichen Hochschule zu fordern (und war wohl auch mit Gegenleistung für das Zugeständnis der politischen Klausel). Der Artikel „ermöglicht (!) der Kirche, auf die Errichtung eigener von der Kirche abhängiger (!) theologischer Fakultäten zu verzichten", sagt Kübel CW 1931 Sp. 484 und in seiner vorliegenden Schrift urteilt er zusammenfassend über die ganze Frage wie folgt (S. 67):

„Die Gesamtregelung der Fakultätenfrage ist nicht gegen die Fakultäten, sondern für die Kirche gemeint; sie bedroht nicht die freie theologische Forschung, sondern erkennt die Bedeutung der Theologie für die Kirche an. Die Fakultäten sind staatliche Anstalten, rechtlich allein dem Staate verantwortlich und dienen doch der wissenschaftlichen Vorbildung der Geistlichen, also der künftigen

*) Vgl. darüber CW 1930, 140. 170 f. 189 f. 298 f. 660 f. 729 ff. 786 ff. 791 ff. 807 f. 824 ff. 927 ff. 966 f. 1050. 1931, 483 ff. 650 ff.

Diener der Kirche. Damit ist das innere Recht der Kirchenbehörden, der berufenen Verwaltungsorgane der Kirche, gegeben, bei der Berufung der Professoren mitzuwirken. Die Kirche begnügt sich damit, diese Mitwirkung nur durch eine nicht bindende, gutachtliche Aeußerung über Bekenntnis und Lehre des anzustellenden Professors auszuüben, und versucht in keiner Weise, sich gegenüber den Fakultäten die Machtfülle zu erobern, die das katholische Konkordat den Bischöfen zusichert. Die getroffene Regelung als eine Katholisierung der Fakultäten zu bezeichnen ist eine maßlose, auch durch die Leidenschaft des Kampfes nicht gerechtfertigte Uebertreibung.

Die Fakultätenfrage vom kirchlichen Standpunkt aus grundsätzlich zu lösen, hieße, die Fakultäten organisch und rechtlich der Kirche anzugliedern. Wenn die Kirche von diesem Versuche absieht, so tat sie es nicht nur, um den Zusammenhang der Geschichte und die Stellung der Fakultäten in der Universitas litterarum zu wahren; sondern sie schenkt zugleich den Fakultäten das Vertrauen, daß sie ihren Doppelcharakter zugunsten der Kirche im Auge behalten, und rüttelt deshalb nicht an der Kompromißerscheinung, der rechtlichen und sachlichen Abnormität, der theologischen Staatsfakultäten."

Für Kübel ist also der jetzt vertraglich festgelegte Stand der theologischen Fakultäten eine Kompromißerscheinung, eine rechtliche und sachliche Abnormität; das grundsätzlich Richtige wäre ihm organische und rechtliche Angliederung an die Kirche. Nach ihm haben die Kirchenbehörden „von der Zukunft den Vorwurf zu befürchten, daß sie in der Fakultätenfrage der Kirche zu wenig Rechte gesichert haben" (S. 69). Dennoch soll es eine maßlose, ungerechtfertigte Uebertreibung sein, bezüglich der getroffenen Regelung von Katholisierung zu sprechen. Das dürfte auf den Maßstab ankommen. Nimmt man das Katholisieren quantitativ, so bleibt der Unterschied von den unter ständiger bischöflicher Zensur stehenden katholischen Fakultäten natürlich erheblich (aber doch wohl auch selbstverständlich?). Anders bei qualitativer Beurteilung, die das Prinzip, die Tendenz ins Auge faßt. Und Kübel selbst bezeichnet ja die derzeitige Regelung als Kompromiß, sachliche (!) Abnormität, als vielleicht zu wenig!

Gerade um das Prinzip aber, um die Tendenz ist es denen gegangen, die dem kirchlichen Gutachten und seiner Einführung für die bisher ihm nicht unterworfenen Fakultäten widerstrebt und eine immerhin erhebliche Verbesserung des Verfahrens erreicht haben. Das hat H. Frick CW 1931, Sp. 650—662 eingehend dargetan, sodaß ich darauf verzichten darf, die sachliche Auseinandersetzung im Einzelnen erneut aufzunehmen. Er überzeugt vielleicht auch den Herausgeber der „Theologischen Blätter", K. L. Schmidt, der die Fakultätenfrage ebenso beurteilt wie Kübel, daß auch wir Andersdenkenden über unsere Position „historisch und systematisch nachgedacht" haben, was er uns in wiederholter Zensur abspricht.*) „Historisch" hat uns dabei auch die geschichtliche Erfahrung bestimmt, die mit dem Gutachtenrecht in Altpreußen gemacht wurde und über die Kübel und K. L. Schmidt nicht viel sagen. Daß die Gutachten des Evang. Oberkirchenrates in den bekannt gewordenen Fällen, in denen sie negativ abgegeben wurden, verfehlt waren, wird heute von den Kirchenbehörden zugestanden. A. v. Harnack, gegen dessen Berufung nach Berlin 1888 der Ev. Oberkirchenrat mehrfach nachdrücklichst protestierte, wurde 1909 als stellvertretendes Mitglied in das Preußische Spruchkollegium für Lehrstreitigkeiten berufen; er hatte seine Stellung zu Lehre und Bekenntnis inzwischen nicht geändert. Wenn solche Selbstkorrekturen nötig werden, erscheinen Zweifel an dem inneren Recht der Kirchenbehörden zur Mitwirkung bei Professorenernennungen doch nicht ganz unbegründet, und zwar im eigensten Interesse der Kirchenbehörde; sie mutet sich mit diesem Recht mehr zu, als sie tragen und leisten kann, übrigens ebenso bei zustimmenden Gutachten. Denn „systematisch" bestimmt uns durchaus nicht pseudoliberale Gleichgültigkeit gegen reine Lehre und gültige Theologie, sondern eben der Wunsch, diese in echtem Sinn und damit auch den von K. L. Schmidt betonten Zusammenhang zwischen Kirchenlehre und Kirchenleitung in gedeihlicher Weise zu fördern. Wir sehen durchaus die Gefahren staatlicher Professorenberufung, meinen aber, daß Theologie und Kirche ihnen am besten begegnen werden, wenn sie ihr eigenes Verhältnis richtig ordnen, während uns der Weg, die Gefahr von der einen Seite zu bannen, indem man eine solche von der anderen Seite schafft, zweifelhaft erscheint.

*) Die CW 1930, 730 ff. gegen Kübel vorgetragenen Bemerkungen E. Foersters erhalten von K. L. Schmidt gar die Zensur „Schimpfkanonaden", und daß es in ihnen „von allerlei theologischen Ladenhütern nur so wimmele" (Th. Bl. 1930, 239). Ich zweifle nicht, daß K. L. Schmidt diesen Ton, der jeder sachlichen Erörterung, insbesondere aber einem älteren und für diese Fragen vor Vielen zuständigen und gewichtigen Kollegen gegenüber unangemessen ist, selbst nachträglich ebenso bedauert wie ich. Diese freundschaftliche Zensur möge er mir freundlich gestatten, obwohl ich mich leider selbst schon zu den Aelteren rechnen lassen muß. Die Rede von den „theologischen Ladenhütern" ist übrigens für Jüngere nicht nur unangemessen, sondern auch unvorsichtig; K. L. Schmidt will doch gewiß nicht als einer gelten, der mit „theologischen Modeartikeln" handelt.

5. Parität der Konfessionen

Aber ich möchte nicht weiter bei diesem Punkt verweilen; aus den Verhandlungen zu berichten ist noch nicht die Zeit. Ein künftiger Historiker wird nicht uninteressante Akten finden. Mir war es willkommen und daran gelegen, meine evangelischen Bedenken zum Staatsvertrag an Punkten darlegen zu können, an denen ich mit persönlichen und beruflichen Interessen in keiner Weise beteiligt bin. Das eigentliche und wesentliche kirchenrechtliche und kirchenpolitische Problem unserer Zeit in Deutschland ist die konfessionelle Parität; das macht der Vertrag in allen seinen Teilen ebenso wie in der Geschichte seines Zustandekommens eindrücklich deutlich. Die konfessionelle Parität ist das vornehmste kirchenrechtliche und kirchenpolitische Problem nicht nur für den Staat, für den auch und gerade nach der Trennung die Kirchen politische Größen erster Ordnung bleiben. Er wird ihm mit so einfachen Kirche = Kirche setzenden Mechanismen, wie sie in der Verwaltung herkömmlich sind und auch in den Vertragsverhandlungen immer wieder betätigt wurden, nicht gerecht werden. Die größere Verantwortung aber liegt bei den Kirchen, die mit dem Staat und mit einander handeln. Für die evangelische Kirche ist die Paritätsfrage zugleich noch eine innerkirchliche. Wie weit will oder darf sie sich mit der katholischen Kirche analogisieren, wie kann und muß sie sich von ihr differenzieren? Die Gefahr, sich von der Analogie über die Grenzen hinaus, in denen sie tatsächlich gilt, leiten zu lassen, ist nicht zu verkennen. Auf Grund der geschichtlichen Entwicklung und des überlieferten Bestandes können freilich — das muß zugestanden werden — die Grenzen der Analogie verschieden gezogen werden. Die Reformation in ihrer geschichtlichen Erscheinung ist nicht eindeutig. Aber sie ist vorbildlich in der Haltung, die nicht nach der Sicherheit der Kirche, sondern nach der Wahrheit des Glaubens fragt und so die Entscheidung findet.

Marburg Hans v Soden

Vom Tage

1. Aufruf des DEKA zur Kriegsschuldfrage

„An die Christenheit der Welt" versandte der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß folgenden Aufruf zur Kriegsschuldfrage:

Der in Berlin versammelte Deutsche Evangelische Kirchenausschuß, die oberste Vertretung der im Kirchenbund zusammengeschlossenen deutschen Landeskirchen, hat heute zur Kriegsschuldfrage die folgende Kundgebung beschlossen:

Von Monat zu Monat wächst die innere und äußere Not im deutschen Volke. Sorgen und Elend sind ins Unerträgliche gestiegen, treiben zur Verzweiflung, Empörung und Gewalttat. Unser Volk ist mit seinen moralischen und physischen Kräften dem Ende nahe.

Unermeßliche Verluste, ungeheuerliche Lasten sind ihm unter Verletzung feierlicher Versprechungen auferlegt. Dieses Unrecht wird vor dem Gewissen der Völker immer wieder zu rechtfertigen gesucht durch die Belastung unseres Volkes mit der Kriegsschuld. Durch diese Belastung wird

das deutsche Volk zum Verbrecher unter den Völkern der Erde gestempelt.

Das können wir nicht ertragen, ohne uns der Selbstachtung zu berauben und uns der Lüge mitschuldig zu machen.

Seit dem Jahre 1922 hat der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne gegen die Kriegsschuldlüge seine Stimme zu erheben. In Bern hat 1926 der durch die Stockholmer Weltkirchenkonferenz eingesetzte Fortsetzungsausschuß es für geboten erklärt, daß die gesamten Fragen der Verantwortlichkeit für den Kriegsausbruch und für die Kriegsführung rückhaltlos aufgeklärt werden. In den folgenden Jahren hat der Präsident des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses in tiefem Ernst mehrfach auf die Unerträglichkeit der durch das Versailler Diktat geschaffenen Lage hingewiesen. Noch im August ds. Js. hat er in Cambridge Einspruch erhoben gegen das bis heute noch offiziell aufrechterhaltene Unrecht, das dem deutschen Volke in der Kriegsschuldfrage angetan ist. In diesem gerechten Kampfe sind uns auch im Auslande namhafte kirchliche Führer und Männer der Wissenschaft, Kirchen und kirchliche Vereinigungen helfend zur Seite getreten. Noch aber ist das Unrecht nicht von uns genommen; die Behauptung von der Kriegsschuld zehrt am Marke unseres Volkes.

Im Namen aller deutschen evangelischen Kirchen ruft der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß die Christenheit der Welt auf, den Kampf gegen den Geist des Hasses und der Lüge mit aller Entschiedenheit aufzunehmen und der Wahrheit und der Gerechtigkeit für unser verleumdetes und mißhandeltes Volk endlich zum Siege zu verhelfen.

Berlin, den 23. Oktober 1931.

Deutscher Evangelischer Kirchenausschuß: D. Dr. Kapler.

Mit Recht weist der DEKA darauf hin, daß er nicht zum ersten Mal eine solche Klage und Anklage erhebt. Wir erinnern insbesondere an die Kundgebung zum Trauertag 1929 (CW 13, 631 f). Wir empfinden es mit vielen andern deutschen Kirchenchristen schmerzlich, daß er heute nicht noch ganz Andres zu sagen hatte. Unsre Bedenken hat Pfarrer Wintermann in Nr. 46/47 der „Christlichen Freiheit" so klar ausgesprochen, daß wir darauf verzichten dürfen. Es liegt uns wahrlich nichts am Widerspruch. Und wie politisch und wirtschaftspolitisch es nottut, den Fluch des § 231 zu brechen, hat der Nationalökonom Wilhelm Röpke in Nr. 849/51 der Frankfurter Zeitung soeben durch einen Aufsatz unterstrichen, dem wir eine Millionenverbreitung im Ausland wünschen. Aber haben wir von Kirchen wegen jetzt wirklich nichts Dringenderes zu sagen und zu tun? Darf die Kirche die Forderung, die wir immer wieder im Namen Vieler in Sachen der Kriegsschuld erhoben haben, geflissentlich ignorieren? Es mag heute, am deutschen Buß- und Bettag genug sein, eine These hier wiederzugeben, die wir an andrem Orte vertreten haben:

8. Was § 231 des Versailler Traktats anlangt, so liegt ihm die Tatsache zu Grunde, daß wir den Krieg erklärt haben; alles Weitere ist nur ein unter der Folter erpreßtes falsches Schuldgeständnis. Der sittliche Widerstand dagegen kann ein aktiver oder passiver sein. Welcher von beiden, muß schlechterdings dem Urteil des Einzelnen überlassen bleiben. Es wird aber die ganze Würde und der ganze Ernst passiven Widerstands nur von einem Volke geleistet werden können, dem das Wort vom Kreuz lauter und rein gepredigt wird.

2. Protest der deutschen Quäker an die Kirchen Deutschlands

„An die Kirchen aller christlichen Konfessionen in Deutschland" beschloß die Hauptversammlung der Quäker in Hamburg folgenden „Protest":

Der innenpolitische Kampf in Deutschland hat Formen angenommen, denen Alle, die unter dem Evangelium Christi stehen, nicht länger untätig zusehen dürfen. Morde der Gegner untereinander sind an der Tagesordnung.

Am Tage des jüdischen Neujahrsfestes haben sich im Westen Berlins pogromartige Ausschreitungen gegen jüdische und jüdisch aussehende Menschen abgespielt, deren Umfang nur teilweise bekannt geworden ist. Die Betroffenen sind nicht nur beschimpft, sondern niedergeschlagen und zum Teil in schwerster Weise mißhandelt worden.

Wir wissen, wie schwer durch derartige Vorkommnisse dem Ansehen unseres Volkes gegenüber der Welt geschadet wird.

Wir haben uns aber darüber hinaus die Frage vorgelegt: Wie muß eine solche Tat auf die innere Haltung unserer jüdischen Mitbürger wirken, die in ihrem religiösen Empfinden und in ihrem Menschentum auf das tiefste getroffen sind?

Wir haben uns ferner gefragt, welche zersetzenden Folgen ein solches Tun für die moralische Haltung der Täter selbst und der Menschen, die eine solche Tat geschehen lassen, haben muß.

Und wir fragen uns: Leben wir überhaupt in einem Staat, in dem christliche Kirchen, mit großen Mitteln arbeitend, den Anspruch erheben dürfen, die Lehre und den Geist Christi irgendwie in das Geschehen des öffentlichen Lebens umsetzen zu können?

Wir fragen uns: Wie weit sind wir alle mit schuld an der Verrohung unseres öffentlichen Lebens?

Wir fühlen uns mitschuldig an diesem Geschehen und richten öffentlich die Bitte an alle Menschen guten Willens, sich auch dieser Mitschuld bewußt zu sein. Wir bitten alle Kirchen, ihre verantwortlichen Führer und jedes einzelne Kirchenmitglied, eingedenk zu sein der Friedensbotschaft Christi, die sich auf alle Menschen ohne Ausnahme erstreckt, und dieser Botschaft durch ihr Wirken in Wort und Tat zum Siege zu verhelfen.

Falls wir nicht alles tun, was in unserer Kraft steht, um eine Wiederholung solcher Pogrome zu verhindern, vergrößern wir unsere Mitschuld und versündigen uns an dem Christengeist. Lassen wir den Namen „Christ" nicht noch mehr zum Gespött werden!

Hamburg, im Oktober 1931.

Im Namen und Auftrag der Deutschen Jahresversammlung der Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker). Schreiber.

3. Aufruf des Landesbischofs von Mecklenburg-Schwerin

Landesbischof D. Rendtorff in Schwerin erließ folgenden Aufruf „an Alle, die es angeht":

Die furchtbare Notbelastung Deutschlands, die Liebe zu Volk und Vaterland, die Verantwortung für unsere Zukunft, die Sehnsucht nach tiefgreifender Erneuerung zwingen zum innerpolitischen Kampf. Keine schönen Reden und kein guter Wille kann diese harte Notwendigkeit beseitigen. Der Kampf muß sein.

Nicht sein aber muß und darf die Art, wie der Kampf heute geführt wird. Haßhetze, Mißhandlung und Totschlag als Kampfmittel sind Torheit und Unrecht und Verbrechen, gegen die alle besonnenen und verantwortungsfreudigen und tapferen Volksgenossen in allen Parteien sich auflehnen sollen.

Torheit ist es, zum blinden Haß zu hetzen, der blinden Wut die Zügel schießen zu lassen und den einzelnen wehrlosen Gegner zu verfolgen, zu mißhandeln, zu erschlagen. Denn das macht die eigenen Anhänger unfähig zu zuchtvoller Hingabe und männlichem Kampf. Das reizt den Gegner zu sinnloser Erbitterung und Grausamkeit. Das setzt die eigene Partei in den Augen aller besonnenen Menschen herab als eine solche, die zur Führung nicht fähig und reif ist. Noch nie hat eine Bewegung durch das Gewährenlassen blinder Wut kommende Leistung vorbereitet.

Klugheit ist es, seine Leute an Zucht und Beherrschtheit zu gewöhnen und fest in der Hand zu halten. Denn das schult sie zu aufbauender Arbeit und echtem Kampf. Das zwingt den Gegner zur Sachlichkeit. Das begründet im Volke Vertrauen zur Reinheit und Ehrlichkeit des Wollens.

Unrecht ist es, den einzelnen Gegner wütig zu verfolgen und zu morden. Denn auch er ist ein Mensch. Auch er kämpft für eine Sache, an die er glaubt. Auch er trägt mit an dem furchtbaren gemeinsamen Schicksal Deutschlands.

Recht ist es, in dem einzelnen Gegner den Menschen zu achten. Denn ein Volkstum verbindet Freund und Feind. Ein Gott ist Herr über Beide.

Verbrechen ist es, den Kampf durch zuchtloses Wüten und Morden zu verschärfen und zu vergiften. Denn das zerstört mehr, als man wieder aufbauen kann. Das erschwert und vermehrt die Not des deutschen Volkes. Das verzögert und verhindert die rechte Entscheidung. Das ist Ungehorsam und Auflehnung gegen Gottes Gebot.

Tapferkeit und Treue ist es, um der Sache willen, um des Volkes willen, dem man dienen möchte, Zucht und Ordnung und Beherrschtheit zu üben.

Nur zu begreiflich sind die Entladungen der Wut unter dem Druck der Not, der Zermürbung der Nerven, der Ungeduld des langen Leidens. Umsomehr muß das Wissen um die Verantwortung gestärkt und vertieft werden.

Ich wende mich an die Führer aller Parteien und Verbände von links bis rechts. Es ist leicht, den Haß zu schüren und dafür den Augenblickserfolg einzuheimsen. Schwerer und des Führers allein würdig ist es, Zucht und Ordnung zu halten.

Ich wende mich an die Geführten aller Parteien. Es ist leicht, sich gehen zu lassen und darauf los zu wüten. Schwerer und des Deutschen allein würdig ist es, die große Sache des Volkes über die eigene Leidenschaft zu stellen.

Ich wende mich an die Christen in allen Parteien. Sie sollen beweisen, daß sie auch im politischen Kampf an ihr Gewissen gebunden sind und wissen, daß wir Alle Gott dem Herrn für unser Tun Rechenschaft geben müssen.

Unser ganzes Volk geht durch schwerste Not. Es sei unser aller Ehre, daß wir den unvermeidlichen inneren Kampf kämpfen mit reinen Händen.

4. Die Studententumulte in Halle

Universitätskollegen von den andern Fakultäten fragen den Theologen, was denn nun eigentlich die Ursache der Hallischen Tumulte sei. Leser der Christlichen Welt erwarten von ihr, daß sie „über den Tatbestand" Näheres mitteile. Sofern damit die Geschichte der Tumulte selbst gemeint ist, möchten wir das nicht als unsere Aufgabe betrachten. Wiewohl sie zeitgeschichtlich interessant genug ist. Sofern aber damit die ganze Vorgeschichte des „Falles Dehn" gemeint ist, war Niemand unterrichteter als unsere Leser. Es liegt gegen Dehn nichts weiter vor als seine Rede in Magdeburg, abgedruckt in Nr. 5 d. J., und der damit zusammenhängende Klatsch. Wenn nicht dies, daß bei der „Deutschen Studentenschaft" von Halle — nach Erledigung der Tumulte „neues Material gegen D. Dehn eingegangen" ist.

„Die Hallenschen Unruhen um Professor Dehn haben mit Theologie und Kirche nichts zu tun." So das Protestantenblatt Nr. 45. Und Nr. 46 bestätigt diesen lapidaren Satz, indem es an die Affäre überhaupt nicht rührt. Dabei wird die theologische Arbeit in Halle aufs empfindlichste gestört, Dekan und Fakultät traten an die Oeffentlichkeit, und Kollegen von den andern Fakultäten gaben durch Erklärungen ihre Anteilnahme kund. Die beiden Erklärungen, die umgelaufen sind, stehen mit Unterschriften in Nr. 11 der „Theologischen Blätter" zu lesen. Unsere Marburger Fakultät ist wie Ein Mann für Dehn eingetreten. Wenn die Erklärungen bisher nicht mehr Namen aufwiesen, so liegt das an der Regie.

Vieles an dem ganzen Rummel hat gewiß mit „Theologie und Kirche" nichts zu tun; das Verhalten der Studierenden selbst ist politisch zu verstehen. Sofern aber ihre Stimmung in der Formel Ausdruck fand; „Wir wollen keinen Marxisten und Pazifisten!" geht das persönliche und zufällige Interesse, das man an dem „Fall Dehn" nimmt, in ein prinzipiell-theologisches und kirchliches über. D. Dehn zwar hat wiederholt bezeugt, daß er kein „Marxist" und „Pazifist" sei. Aber er wurde als solcher abgelehnt und verfolgt. Haben wir seit vierzig Jahren umsonst dafür gekämpft, daß ein Christ Sozialdemokrat sein könne und ein Sozialdemokrat Christ? Sollen die „religiösen Sozialisten", die eine der wertvollsten Gruppen in unserm kirchlichen Leben bedeuten, innerhalb der theologischen Fakultäten verfemt sein? Und die „Pazifisten"? Jede Kriegstheologie willkommen (es ist bezeichnend, daß die fällige Studentenzeitung von Halle sich einen Artikel von Althaus erbat), wer aber aus seiner evangelisch-biblischen Frömmigkeit heraus für den Frieden arbeitet (etwa nur wie der von Hirsch-Althaus bekämpfte Weltbund) — „schlagt ihn tot, er ist ein Pazifist!" Ich könnte vielleicht auch in dem Sinne wie Dehn ablehnen, ein „Pazifist" zu heißen, und ich habe bisher vermieden, mich so zu nennen; aber von jetzt an ist es mir Pflicht, mich einen „Pazifisten" zu nennen, ohne daß ich damit irgendetwas widerriefe, was ich dazu geschrieben habe.

Schaut man auf den ganzen Lärm zurück, so darf man sich dessen freuen, daß die Scharte von Heidelberg ausgewetzt ist. Und zwar durch das Verhalten von Rektor und Senat, Dekan und Fakultät in Halle, auch durch das Verhalten der dort studierenden Theologen. Auch die Hochschullehrer anderwärts haben weithin begriffen, daß hier Gefahren zu Tage getreten sind, deren Ernst gar nicht überschätzt werden kann. R

5. Anhang

In diesem Zusammenhang mögen hier drei Bücherbesprechungen folgen, die, obwohl schon vor einiger Zeit niedergeschrieben, jedenfalls noch beanspruchen dürfen, „vom Tage" zu sein.

Fieberkurve oder Zeitenwende? Nachdenkliches über den Nationalsozialismus. Von Kurt Eckehard. München. J. F. Lehmann 1931. 62 S. 1.50 M.

Man begegnet in demokratischen und kommunistischen Blättern abscheulich rohen Karikaturen von den Nationalsozialisten. Auch die Karikatur hat ihre Kunst- und Moralgesetze; werden diese verletzt, so rächt es sich an den Tätern.

Die Nationalsozialisten machen es unsereinem ja nicht eben leicht, sie ernstzunehmen. Zahl und Erfolg blenden uns nicht. Aber jede Nötigung, sie ernstzunehmen, ist uns willkommen. Es wäre schrecklich, wenn hinter dem ungeheuren Aufwand nicht irgendein Sinn und eine Zukunft steckte!

So kann uns eine Schrift wie die von Eckehard nur recht sein. Der pseudonyme Verfasser wirbt mit allen Tönen der Ueberzeugung für den Nationalsozialismus und fördert jedenfalls unser Verständnis seiner Anziehungskraft, seiner Selbstzuversicht, seiner Ideologie. Aber gerade diese Ideologie ist ja für uns Ideologen das Zugänglichste an ihm. Da können wir lange mit. Was wir aber mehr und nachgerade leidenschaftlich vom Nationalsozialismus begehren, ist klare, einleuchtende, sachliche Führung, ist die positive Politik. Die tut uns auch Eckehard nicht auf. Und so werden wir, wenn etwa eines Tages uns eine nationalsozialistische Regierung beschert würde, vor allem eine unermeßliche Neugier verspüren, was es denn nun geben soll. Nur auf einem der interessantesten Punkte ist Eckehard ganz deutlich: wie sie es mit Juden und Judengenossen halten wollen. Antisemitismus ist nun einmal das Mark in den Knochen dieser Partei. Wie plausibel uns aber Eckehard die künftige Praxis machen möchte, es bleibt das Fatale: alle Exekution an dem Prügelknaben macht unser Volk nicht stark und gesund; denn angenommen, es handle sich hier um einen Fremdkörper — und sollte es wirklich so einfach sein, ihn zu beseitigen? — innere Erneuerung bedeutet das noch lange nicht. Die Nationalsozialen zwingen einen immer wieder, auf diesen wunden Punkt hinzuweisen; er ist für sie das Dogma stantis et cadentis ecclesiae, d. h. mit dem sie stehen und fallen. Unser Standpunkt ist dem entgegen: von den Tugenden des Fremd- oder Gastvolks (Disraeli, Rathenau, Frankfurter Zeitung) für das eigne Volk jeden möglichen innern Gewinn ziehen, seiner Untugenden (die selbstverständlich auch da sind wie bei jedem Volk) sich erwehren durch die eigne überlegene Kraft, also nicht durch brutale Gewalt.

Was sonst alles mitschwingt: wie immer Kritisches, dem man zustimmen kann (aber Kritisieren ist leicht); guter Wille, an dem man nicht zu zweifeln braucht (das wäre ja schrecklich), aber bei allem Maß- und Ansichhalten des Verfassers auch Ueberstiegenes, z. B. S. 54: „Wer unter Euch, wenn er ganz ehrlich ist, wagt es im Ernst (Sperrungen vom Verfasser), daran zu zweifeln, daß ohne das Hakenkreuz und seine opferfreudbereiten Scharen ... schon jetzt der Sowjetstern statt des Kreuzes Christi über unsern Kirchen und Klöstern aufsteigen würde?"

So gern man sich mit dem Verfasser in ein Gespräch einläßt, über den einen Stein des Anstoßes hilft er einem nicht hinweg. Auch unsereiner ist oft in Versuchung, ernstlich zu wünschen und zu wollen, daß die Nationalsozialisten an die Regierung kommen, um zu zeigen, was sie meinen und können. Aber kann man verantworten, sie bei solcher politischer Unreife an dieses Experiment heranzulassen? Ist das Risiko nicht zu groß? Ueber diese brennende Sorge hilft einem auch diese Verteidigungsschrift eines wohlmeinenden Mannes nicht hinweg.

Sechs Kapitel über Christentum und Nationalsozialismus. Von Wilhelm Stapel. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt 1931. 29 S. 1 M.

Kapitel kann man das eigentlich nicht nennen. Dafür ist alles zu aphoristisch, zu pointiert. Man entzieht sich nicht dem Reiz dieser Redeweise. Aber wenn man nun hört, daß es sich um einen Vortrag im apologetischen Kursus im Spandauer Johannesstift handelt, wird man verlegen, denn dafür reicht es nicht. — Für das Verständnis des Nationalismus kann man gleichwohl aus dem Vortrage allerhand lernen. Aber wo der Verfasser polemisiert, versagt ihm das Verständnis für den andern Teil. Die Leidenschaft siegt. Vornehmlich ist der „christliche Pazifismus" für ihn das rote Tuch. „Einem christlichen Pazifismus wird keine Toleranz gewährt." „Die Toleranz wird also nur einer nicht-pazifistischen und nicht-marxistischen*) Religion gewährt." So referiert S. 11 Stapel mit sichtlicher Genugtuung über den Standpunkt der Nationalsozialisten, um ihn S. 20—23 eingehend zu bekräftigen. „Sterben muß der Mensch im Kriege, sterben muß er im Frieden." Vom Töten ist bei ihm keine Rede. Daß Jesus sich der Pharisäerpartei nicht angeschlossen hat, die doch politisch damals etwa unsern Nationalsozialisten entsprach — oder den Deutschnationalen, macht auf Stapel keinen Eindruck. Dem Vortrag ist eine lebhafte Debatte gefolgt. Schade, daß man nicht erfährt, in welcher Richtung sie sich bewegte.

Altes Testament und völkische Frage. Von Joh. Hempel. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1931. 16 S. 75 Pfg.

Ein ausgezeichnetes Schriftchen. Man soll es lesen. Darum kein Wort weiter. Es wird für noch billigeren Preis zur Massenverbreitung angeboten. Gibt es so viel Gebildete? Denn für die Gebildeten ist es. R

Bücher und Schriften

Vom inwendigen Leben. Betrachtungen über Bibelworte und freie Texte. Von Adolf von Harnack. Heilbronn, Eugen Salzer 1931. 175 S. 3.60 M.

Von Harnacks Hand noch ein Andachtsbuch zu bekommen, mag Manchen überraschen. Gepredigt hat er zuweilen gern und wirksam. Hier handelt es sich um schlichte Betrachtungen, mit denen er einem lieben Menschen durch schwere Gedanken und Erfahrungen durchhelfen wollte. Schwer genug waren die Tage damals vom September 1916 bis August 1918: in diese Zeit gehören 31 von den 36 Stücken, die uns hier zugänglich gemacht werden. Aber man hört da nichts von Kriegen und Kriegsgeschrei; nur auf dem düstersten Hintergrunde leuchtet das Licht des ewigen Wortes um so heller und will in das verzagte Herz hinein. Wo ist da der Gelehrte? der Historiker? der politisch aufs tiefste Bewegte? Man legt neben das Büchlein den ersten Band seiner Dogmengeschichte, der noch nach seinem Tode eben in unserm Jahr 1931 die fünfte Auflage erlebt hat, schaut herüber und hinüber und begreift kaum, wie beides von Einer Hand uns geschenkt ward. Die so leichthin von „ungläubigen Professoren" reden, mögen diese Andachten gewissen-

*) Von Stapel gesperrt. D H

haft studieren! Es fehlt ja nicht am selbstverständlichen Nachdenken. Eine ganze Abhandlung „über Pantheismus, Deismus und Theismus“ läuft mit unter, zehn Seiten lang, anschließend an Apg. 17, 28. Röm. 11, 36. Ueberall steht der Theologe dahinter, aber eben nur dahinter; nirgends ein aufdringliches Belehren; ein väterlich-freundschaftliches Reden nur von Christ zu Christ; ein auf sich selbst und die Adressatin angewandtes „Werdet wie die Kinder!“ Ob uns nicht ein wesentlicher Zug im Bilde des Unvergeßlichen fehlen würde, wenn wir diese Zeugnisse seiner Herzensfrömmigkeit („aus Glauben zu Glauben“, Röm. 1, 17) nicht hätten? Freilich, wer ihn wirklich kannte, bedurfte ihrer nicht. Um so mehr freut er sich, sie nun zu besitzen. R.

Schöpferisches Geschehen und menschliches Tun. Von Johannes Müller. Grüne Blätter, Doppelheft 2/3. München C. H. Beck 1931. 111 S. 2.50 M.

Wer irgend meint, daß Johannes Müller mit seiner besonderen Art, den Weg zur wirklichen Erlösung zu zeigen, heutigen Menschen noch immer viel zu sagen hat, der lese dies letzte Heft seiner Grünen Blätter. Hier hat Müller endlich einmal selbst zusammenfassend dargestellt, worum es ihm vor allem geht. Sehr aufschlußreich ist auch eine Uebersicht über seinen eignen Entwicklungsgang, die er am Anfang bringt. Das Ganze ist eigentlich eine Psychologie des wiedergeborenen, aus Gnade und Glauben lebenden Menschen. In scharf zugespitzten, mancher wird sagen überspitzen Wendungen wird versucht jeden Synergismus bis auf letzte versteckte Reste auszurotten. Der Theologe wird gerade aus diesem Hefte Johannes Müllers Grundtendenz am ehesten erfassen und verstehen. Für uns Pfarrer ist dieses radikale Luthertum, dem ein Einschlag von ursprünglichem Pietismus in moderner Fassung die Kraft einer ethischen und religiösen Bußpredigt verleiht, ein Stahlbad.

Günther (Oslo)

Ich bin der Herr, dein Gott. Predigten aus den Jahren 1923 bis 1929. Von Gustav Benz. Basel, Fr. Reinhardt 1929. 382 S. Geb. 6.80 M.

Ein Professor der praktischen Theologie sprach kürzlich seine Verwunderung darüber aus, daß einem jungen Prediger der Gegenwart die Predigten eines Gustav Benz, des Pfarrers zu St. Matthäus in Basel, unbekannt waren. In der Tat gehören diese Predigten nicht zu den gewöhnlichen und allsonntäglichen, sondern mit der Weite ihrer Gedankenwelt und der Tiefe ihres Verständnisses, mit ihrem lebendigen Wissen um das moderne Leben und ihrem starken Glauben an die Botschaft des Evangeliums verdienen sie auch über Basel hinaus beachtet zu werden. Der vorliegende Predigtband enthält 42 Predigten, neben Sonntagspredigten auch zahlreiche bei anderen Gelegenheiten gehaltene Ansprachen (Waldgottesdienste, Jugendfeiern, Missionsfeiern). Ist solch lebendiges Wort nicht der Weg zur lebendigen Gemeinde?

Christoph Schomerus

Die Heilige Schrift des Alten und des Neuen Testaments. Die in Zürich kirchlich eingeführte Uebersetzung aufs neue nach dem Grundtext berichtigt. Im Auftrag der Zürcherischen Kirchensynode herausgegeben vom Kirchenrat des Kantons Zürich. Zürich, Reutimann und Co 1931. 1720 S. 8 Frcs.

Vierhundert Jahre Zwingli-Bibel 1524—1924. Denkschrift zum 400jährigen Bestand der Zürcher Bibelübersetzung. Dem Gedächtnis ihrer Anfänge und Begründer gewidmet von Dr. Joh. Conrad Gasser, Pfarrer in Winterthur. Zürich, Bibelverlag der Evangelischen Gesellschaft 1924. 111 S. (2 Frcs) 2 M.

Eine wertvolle Gabe, das würdigste Zwingli-Denkmal zum vierhundertsten Todestag des Reformators, hat uns Zürich beschert: die seit mehr als zwei Jahrzehnten vorbereitete, nun glücklich vollendete Revision der Zürcher Bibel. Eine hocherfreuliche Leistung. Hier hat sich wissenschaftliche Sorgfalt mit einem feinen Gefühl für das, was gemeindemäßig und kirchlich würdig ist, verbunden, um eine gute deutsche Bibel für den kirchlichen Gebrauch zu schaffen.

Wie man Zürich mit Recht den klassischen Boden der Bibelrevisionen nennen kann, wolle man in der zwar schon vor sieben Jahren erschienenen, aber gerade jetzt besonders zeitgemäß gewordenen hübschen Denkschrift von J. C. Gasser nachlesen. Gegenüber der letzten Zürcher Bibelausgabe von 1892 bedeutet diese neue Revision einen ganz gewaltigen Fortschritt. Hier ist endlich einmal den Ergebnissen der Jahrhunderte langen mühsamen Kleinarbeit an der Feststellung des Urtextes Rechnung getragen. Daß der Bibelleser aus Anmerkungen unter dem Text gelegentlich auch etwas von wichtigen abweichenden Lesarten erfährt, wird man nur dankbar begrüßen können, zumal ein in vorbildlicher Klarheit geschriebener Anhang über den Text des Neuen Testaments auch dem Laien einen gewissen Begriff von der handschriftlichen Textüberlieferung und den Aufgaben wissenschaftlicher Textfeststellung gibt.

Als ein Hauptvorzug dieser neuen Zürcher Bibel vor der bisherigen fällt neben der sorgfältigen wissenschaftlichen Durcharbeitung ganz besonders auch die starke Berücksichtigung des Sprachklangs auf. Das gilt vor allem von den poetischen Büchern des Alten Testaments, die nicht nur durch den Druck in Verszeilen als Dichtung kenntlich gemacht sind, sondern durchweg auch in der Uebersetzung an dichterischem Klang gegenüber der früheren Zürcher Bibel ganz erheblich gewonnen haben. Dabei läßt sich oft eine offenbar gewollte Rückkehr zum Lutherklang beobachten, wie denn überhaupt trotz aller Selbständigkeit bei dieser Zürcher Bibel Luthers Uebersetzung als die Grundlage unverkennbar ist. Für den gottesdienstlichen, unterrichtlichen und erbaulichen Gebrauch hätte man freilich einzelne Stellen, die einem von Luther her als Kernsprüche vertraut sind, lieber in noch engerem Anschluß an Luther behalten. So wird Mancher bedauern, daß aus Ps. 73 das „Dennoch“ des Glaubens ganz verschwunden ist. Aber das ist Gefühlssache. Nicht selten hilft gerade bei bekannten Stellen die Abweichung von Luther, den Sinn eines Bibelwortes neu zu erschließen.

Dankenswert sind die gelegentlich bei schwer verständlichen Stellen unter dem Text gegebenen kurzen Anmerkungen und die ausführlicheren sachlichen Erläuterungen am Schluß der ganzen Bibel. Nur die Art der Hinweise auf diesen Anhang durch Ziffern, die im Bibeltext stehen und sich nicht genügend von den Versziffern unterscheiden, ist nicht deutlich genug. Im Uebrigen ist die Druckausstattung dieser Zürcher Bibel, in einer schönen „Alt-Schwabacher“ Schrift, nicht in den üblichen abgehackten Versen, sondern in durchlaufenden Zeilen und mit richtigen Sinnabschnitten, würdig und schön. Man kann nur wünschen, daß die in Vorbereitung befindliche neue Revision der deutschen Lutherbibel in einigen Jahren mit einem ähnlich guten Ergebnis herauskommt wie diese neue Zwinglibibel.

Wilhelm Lueken

Die Heilige Schrift. Mit Bildern von Rudolf Schäfer. Herausgegeben von der Sächsischen Hauptbibelgesellschaft und der Priv. Württembergischen Bibelanstalt. Stuttgart, Pr. Württ. Bibelanstalt 1929. 1796 S. 12 M.

Ueber die Schäferbibel als Kunstwerk soll hier nicht viel gesagt werden. Die Leser der CW werden sich ihr Urteil über Schäfers Kunst schon gebildet haben, mit dankbarer Freude die Einen, kritisch die Andern. Daß diese Schäfersche Bibel-Illustration ihre Schranken hat, ist nicht zu verkennen; aber ebenso gewiß ist, daß sie dem frommen Empfinden weiter kirchlicher Kreise entspricht. Und so wird sie in diesen Grenzen erbaulich wirken und, ihrer Absicht entsprechend, auch in die Bibel selbst einführen und zu einem bestimmten Verständnis der Bibel helfen. Denn Schäfer ist vor allem auch Bibeldeuter. Er versucht durch seine Bilder zu alttestamentlichen Stellen anzudeuten, was dort „Christum treibet“; nicht nur durch nahe liegende Passionsbilder zu Ps. 22, Jes. 50, Jes. 53, Sach. 13, sondern z. B. auch zum hohenpriesterlichen Schmuck 2. Mos. 28 durch die Gegenüberstellung des neutestamentlichen „Hohenpriesters“ mit dem Purpurmantel, der Dornenkrone und dem Kreuz. In dem sichtlichen Bestreben, die Einheit der ganzen Heiligen Schrift zu zeigen, verbindet er ebensowohl Bilder zu den Gleichnissen Jesu mit alttestamentlichen Texten (Verlorener Sohn bei Jer. 17 und 31, Böse Weingärtner bei 2. Chr. 36, Reicher Mann und armer Lazarus bei Ps. 73) wie Bilder zu alttestamentlichen Geschichten mit neutestamentlichen Stellen (Abraham zu Röm. 4 u. ä.); und so zieht er auch durch seine Bilder zu den neutestamentlichen Briefen Verbindungen zu den Evangelien, bringt den weinenden Petrus zu dem Pauluswort von der göttlichen Traurigkeit (2. Kor. 7, 10), bringt Gethsemane zu Hebr. 5, 7 oder gibt in dem Titelbild zum Jakobusbrief — dem Gärtner, der am Baum nach Früchten sucht — einen Wink über das Problem „Glaube und Werke“. Zugleich ist diese Schäfersche Bibeldeutung in Bildern betont lutherisch. Zu Röm. 8, 32 kniet Luther anbetend neben der weihnachtlichen Krippe vor dem in den Tod dahingegebenen Erlöser, und zu Gal. 5 sehen wir den geistlichen Ritter mit Luthers Gesichtszügen und dem Lutherwappen.

Ueber den Schäferschen Bildern aber sollte man bei dieser Bibelausgabe die Sorgfalt und Mühe nicht übersehen, die auf den Druck des Textes verwandt ist: das würdige Satzbild in der schönen Schrift des Offenbacher Meisters Professor D. Rudolf Koch — schade nur, daß der zur Verfügung stehende Raum nicht gestattete, die poetischen Stücke als solche durch den Druck in Verszeilen kenntlich zu machen, und unbegreiflich, wie man die Psalmen nach schlechter alter, sonst verlassener Uebung in einzelne „Verse“ hat zerhacken können, wobei das Satzbild dieses Teils mit seinen vielen abgebrochenen Wörtern und unmotivierten weißen Stellen sehr unschön wirkt.

Ein besonderer Dank gebührt dem ungenannten stillen Mitarbeiter — soviel ich weiß, ist es der ehrwürdige alte Stadtpfarrer Jehle in Stuttgart — der durch sorgfältige Gliederung des Textes und gut formulierte Ueberschriften, insbesondere zu den neutestamentlichen Briefen und auch zur alttestamentlichen Weisheitsliteratur, nicht unwesentlich zur Erleichterung des Verständnisses beigetragen hat.

Wilhelm Lueken

Greiner-Bibel. Wir werden uns wieder einmal ganz hingebend mit der Greinerbibel beschäftigen müssen. Die letzten beiden Hefte enthalten: „Urzeit und Moses“ — „Johannes Evangelium und Offenbarung“. Apokalypse und Urzeit mußten dem Künstler besonders liegen und werden auch gerade bei unserm Geschlecht besonderes Verständnis finden.

Jedes einzelne Heft 8 M. Man erfrage die sehr mannigfaltigen Bezugsbedingungen beim Feldbergverlag, Jugenheim a. d. B.

R

Altisrael. Balladen und historische Lieder. Von Arnold Büchli. Basel, Benno Schwabe & Co 1931. 75 S. 4 M.

Das schön ausgestattete Büchlein ist ein Versuch, Einzelstoffe aus der älteren Zeit des Alten Testaments in der Form der

Ballade darzubieten. Es ist dem Dichter — so muß man ihn nennen — gelungen, den mächtigen Urton der alttestamentlichen Erzählung und Prophetie zu treffen und so ins Deutsche zu transponieren, daß die Lieder ganz deutsch sind und doch ganz alttestamentlich bleiben. Daß die Verwendung des Stoffes mit dichterischer Freiheit vor sich geht — in den Raub der Töchter von Silo wird das Hohe Lied hineingezogen, Ps. 137 mit dem jungen Haggai verknüpft — wird man dem Dichter gern zugute halten. Weniger schön ist, daß in manche Stücke eine in der alttestamentlichen Vorlage nicht enthaltene sinnliche Färbung hineingetragen wird. Als besonders gelungen und packend möchte ich die Saul-Lieder, das Schlußgedicht „An Babels Wassern" und vor allem „Die Schlacht Jahwes" (Jos. 10, 5—13) hervorheben. Das eigenartige Werk verdient stärkste Beachtung. Hans Wilhelm Hertzberg

Jesus-Stätten. Wanderungen durch Palästina zur Veranschaulichung des Lebens Jesu. Jugendheimat und Galiläa. Von D. Ludwig Schneller. Leipzig, H. G. Wallmann 1931. 111 S. Geb. 5 M.

Ein echtes Schneller-Buch, das in lebendiger Weise an die Stätten Palästinas führt, die Jesus, sei es als Kind, sei es als Mann, betreten hat oder betreten haben könnte. Es ist kein Buch wissenschaftlicher Erörterung, — der Verfasser stellt die Dinge einfach so vor das Auge des Lesers, wie das NT sie überliefert, — sondern der Veranschaulichung. Dabei macht die große Kenntnis Palästinas und des arabischen Volkslebens, die Schneller besitzt, ihn zu einem Führer, dem man um so lieber folgt, als er nicht nur die gängigen Pilgerstraßen, sondern auch entlegene Wege geht, die der übliche Tourist und Pilger nicht kennt. Gewiß ein schönes Weihnachtsbuch für Schnellers zahlreiche Freunde!

Hans Wilhelm Hertzberg

Herrenworte. Von Paul Steinmüller. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer 1931. 221 S. 3, geb. 4 M.

Dieses Büchlein ist ein wahres Vademecum für die Geschichte und Menschheit unserer Zeit. Worte aus längst verklungener Epoche klingen an unser Ohr, Gleichnisse, die Steinmüller zu Erlebnissen werden läßt, angeschlossen an versprengte Herrenworte aus Homilien, der Didascalia, den Kirchenvätern. Jesus Christus und die Zeit, Jesus Christus und der Mensch von heut und morgen, Weltbesitz und Gottes Reich u. a. — Menschen, die Neuland sehen wollen im Wirrsal unserer Tage, die sollten zu diesem Buche greifen, denn in ihm sehen wir Licht für alle Dunkelheit und spüren eine Kraft aus ihm, die der Schwachheit in Volk und Einzelfamilie aufhelfen will. Schließlich eignet sich auch die Schrift zum Gebrauch im Gottesdienst der Gemeinde. Gerhard Kurras

Am Quell heiliger Geschichte. Kirchengeschichtliche Feierstunden für die evangelische Gemeinde. Von Otto Michaelis. Berlin-Steglitz, Ev. Preßverband 1931. 47 S. 1.25 M.

Wie schon der Untertitel anzeigt, sucht Michaelis hier die Kirchengeschichte für den Gottesdienst fruchtbar zu machen. In den vorliegenden 5 Entwürfen (2 Lutherfeiern, Buß- und Bettag, Totensonntag, Weihnachten) geschieht das in der Weise, daß Liturg und Erzähler (tunlichst zwei Personen) kirchengeschichtliches Material in liturgischer Haltung und Sprache der Gemeinde vermitteln, während die Gemeinde selbst, von Chören unterstützt, die jeweilige Ergänzung des Gehörten im Choral liefert. Die Idee des Unternehmens ist gut, die Ausführung leidet bisweilen an einer Ueberfülle des Gebotenen; wenn auch sorgfältige Quellennachweise die Orientierung dem Liturgen ermöglichen, so dürfte sich vielleicht für die beabsichtigte Fortsetzung des Unternehmens um der Gemeinde willen eine Beschränkung von Inhalt und Dauer der Entwürfe empfehlen, die im übrigen eine Fundgrube von kirchengeschichtlichem Stoff darstellen. Hans Schimmelpfeng

Die heilige Elisabeth. Sondernummer der „Hochkirche" zum 700. Gedächtnistage ihres Todes herausgegeben von Friedrich Heiler. Jahrgang 13, Heft 11, November 1931. München, Ernst Reinhardt. 48 S. 1.30 M.

Es stand zu erwarten, daß „die Hochkirche" einen besonders wertvollen Beitrag zum Elisabethtage liefern würde Das ist nun auch der Fall. Insbesondere Frau Anne Marie Heiler hat sich um das Heft verdient gemacht. Durch zwei Artikel: eine feine umfassende Charakteristik der Heiligen (13 Seiten) und einen mit allen erwünschten Literatur-Hinweisen versehenen Bericht über „St. Elisabeth in Wissenschaft und Dichtung" (7 Seiten Kleindruck).

Es ist zu hoffen, daß im Laufe dieses Winters in vielen evangelischen Gemeinden Elisabeth-Abende veranstaltet werden. Dafür kann dieses Heft guten Dienst leisten. R

Reformation und Gegenreformation. Von Johannes Paul. Jedermanns Bücherei. Breslau, Ferdinand Hirt 1931. 125 S. Geb. 2.85 M.

Dem Verfasser, Professor am Herder-Institut in Riga, ist es gelungen, mit bemerkenswertem Geschick und Anpassung an das Verständnisniveau einer breiten Volksschicht, an die sich diese begrüßenswerte Bücherei ihrer Bestimmung nach wenden will, eine solide gearbeitete, auf neuesten Forschungen beruhende und zuverlässige Geschichte der 150 Jahre zu geben, die an der Schwelle der Neuzeit stehen. Der preiswerte Band ist für Volkshochschularbeitsgemeinschaften u. ä., aber auch als Examenskompendium für Studenten warm zu empfehlen. Hans Joachim Schoeps

Gustav Adolf. Christ und Held. Ein Lebens- und Zeitbild. Von Gustav Vortisch. Potsdam, Stiftungsverlag 1930. 195 S. 4 M.

Gustav Adolf. Von Georg Wittrock. Aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. phil. Toni Schmid. Stuttgart, Friedrich Andreas Perthes 1930. 392 S. 12 M.

Das für weitere Kreise bestimmte, dem Gustav-Adolf-Verein gewidmete Buch von Vortisch wird sicher seinen Weg machen. In der Form dialogisierter Erzählung bringt es eine anschauliche Schilderung des Siegeszuges Gustav Adolfs in Deutschland, weiß seinen Helden geschickt mit den verschiedensten Persönlichkeiten des evangelischen Lagers zusammenzubringen und charakterisiert sie und ihn samt den gegnerischen Führern im ganzen richtig und gut. Nicht immer freilich läßt sich bei diesem Mittelding von Geschichtserzählung und historischem Roman eine gewisse Modernisierung vermeiden; aber sie trägt ja mit dazu bei, das Interesse an der Zeit des Dreißigjährigen Krieges in weiteren Kreisen zu wecken, wenn auch nicht zu befriedigen.

Ernsthaftesten wissenschaftlichen Ansprüchen genügt das Werk des schwedischen Historikers Wittrock, das im schwedischen Original 1927 erschienen und deutsch in ansprechender, vom Verfasser überwachter und an einzelnen Stellen überarbeiteter Uebersetzung 1930 herausgekommen ist. Man möchte ihm wünschen, daß es das Jubiläumsbuch für 1930 wird. Hinderlich sein wird ihm dabei bei der großen Masse der Leserwelt die gedrängte, unreflektierte Sprache voll Rankescher Objektivität, die jede gesuchte Pointierung vermeidet, aber mit fein abgewogenen Urteilen und Charakterisierungen den aufmerksamen Leser erfreut. Erfreulich und anregend für deutsche Leser ist auch der schwedische Standort des Verfassers, der den inneren Aufbau des schwedischen Staatswesens durch den König und seine kriegerischen Taten zur Eroberung der Ostsee und zur Abwehr gegen Polen als Rüstung und Kampf gegen die Gegenreformation verstehen lehrt. So ist nach W. auch sein Zug nach Deutschland im wesentlichen als eine Defensivaktion zur Verhinderung gegenreformatorischer Pläne zu verstehen. Wenn Gustav Adolf auch die hier drohende Gefahr vielleicht überschätzt hat, so gewinnt doch das Bild seiner evangelischen Ueberzeugungstreue, das der Verfasser mit innerer Anteilnahme entwirft, mag sie sich auch mit einem berechtigten schwedischen Nationalstolz aufs beste vereinigen, dadurch neue, überzeugende Kraft. Wilhelm Maurer

Kirchengeschichte IV. **Neuzeit.** D. Carl Aner. Erste Hälfte (bis 1830). Sammlung Göschen 1931. 180 S. 1.80 M.

Eine der bedeutsamsten Epochen der Kirchengeschichte, die Zeit von 1650 bis 1830, hat im vorliegenden Bändchen in Fortsetzung der drei früher erschienenen Bände (Altertum, Mittelalter, Reformation) eine meisterliche Bearbeitung gefunden. Bei knappester Darstellung — Sammlung Göschen — stellt der Verfasser die große Linie der Entwicklung klar heraus, orientiert in wohlabgewogenen Formulierungen über die Triebkräfte der religiös-kirchlichen Entwicklung und baut diese mit kundiger Hand in das Gesamtleben des europäisch-amerikanischen Kulturkreises ein. Gleichwohl bedeutet das Buch nicht bloß Höhenwanderung. Der Verfasser steigt auch in die Niederungen herab und weiß die Darstellung durch eine überraschende Fülle charakteristischer Einzelzüge zu beleben, die uns anleiten wollen, im Kleinen das Große, im Einzelnen das Typische zu entdecken. Auf den Inhalt gesehen, wird man sich seinem fein abgestimmten Urteil über die führenden Persönlichkeiten und die treibenden Kräfte gern anschließen; insbesondere tut seine positive Würdigung der Aufklärung inmitten der heutigen kirchlich-theologischen Strömungen doppelt wohl.

Martin Eger

Unter der Führung des Höchsten. Des deutschen Malers Ludwig Richter Lehr- und Wanderjahre. Von Hans Berneck. Neukirchen, Kolpa. 1.—15. Tausend. 224 S. Großoktav mit 15 seitengroßen Bildern. Auf dem Ganzleinenband Richter-Porträt von Wilhelm Steinhausen. 2.50 M.

Das Buch folgt auf Schritt und Tritt des Meisters „Lebens-Erinnerungen eines deutschen Malers", die immer wieder absatzweise in Anführungszeichen eingeführt, dazwischen kürzer umschrieben werden. Aus dem schönen Buche wird vor allem ausgewählt, was den Menschen und den Christen kennzeichnet, und auf volkstümliche Darstellung ist dabei besonderer Wert gelegt. Die Auswahl ist wohlgelungen; aber zu ihr ist viel hinzugefügt, wodurch das Buch sich aus den vielen Ausgaben der „Erinnerungen" heraushebt und neben ihnen, ja als Zugabe zu ihnen, sich behaupten kann: Mitteilungen aus des Meisters Tagebüchern, aus seinen und seiner Freunde Briefen, aus zeitgenössischen Beurteilungen, Beiträge zum Leben eines Maydell, Bunsen, Richard Rothe, Blumhardt usw., alles an seiner Stelle. So kann das Buch warm dem evangelischen Hause empfohlen werden, zumal angesichts des erstaunlich geringen Preises. Karl Budde

Karen Jeppe. Im Kampf um ein Volk in Not. Von Ingeborg Maria Sick. Stuttgart, J. Steinkopf 1929. 270 S. 4.50 M.

Für das sterbende, gemarterte, verschleppte Volk der Armenier erhebt Ingeborg Maria Sick hier ihre Stimme, wie Lepsius es 1895 tat. Damals wie heute (nachdem mehr als eine Million Menschen hingemordet sind!) eine ernste Anklage gegen Europa, die Christen und den Islam gleichermaßen!

Ein erschütterndes Buch, eben darum, weil eine Augenzeugin der

Armeniergreuel im Mittelpunkt steht: Karen Jeppe hilft seit 1903, wo sie in Kleinasien helfen kann. Christentum der Tat inmitten der grausamsten Gemetzel. Was diese fromme Dänin an den Aermsten jenes uralten Märtyrervolkes in Urfa und Aleppo (Flüchtlingslager) geleistet hat, bleibt unvergessen. J. M. Sicks Buch und Karen Jeppes Tat werden den Armeniern die Herzen der deutschen Christen eher gewinnen als die fortgesetzt miteinander streitenden Armeniermissionen! Daß auch dies Buch aus der Wirklichkeit des Lebens in der anschaulichen Sprache J. M. Sicks geschrieben ist, braucht nicht weiter gesagt zu werden. Möge es mithelfen, solchen grausigen Menschenmord hinfort unmöglich zu machen. Möge es Karen Jeppe weiter gelingen, Kindern zu helfen, die Frauen zu befreien und dem Volk ihrer Liebe eine neue Heimat zu bereiten! Franz Muuß

Gott im Großstadtelend. Ein Buch moderner Wunder. Von Hugh Redwood. Aus dem Englischen. Mit Geleitwort von Justus Ferdinand Laun. Gotha, Leopold Klotz Verlag 1931. 140 S. 2 M.*)

Es ergibt sich für uns immer zwingender, alle Erscheinungen auf dem Büchermarkt vor der Not und der Problematik der Zeit zu sehen. Glaubt denn Einer noch an die Hilfe durch Parteien und Regierungen?! Wer die Verhältnisse der inneren und äußeren Not selber tief leidet, der weiß, daß die Rettung nur im einzelnen Menschen liegen kann, in der Erneuerung des Einzelnen und also letztlich einzig und allein im Religiösen selbst. Und wer an der Kraft des Unmittelbaren zweifelt, der lese dies Buch der englischen Heilsarmee. Schließlich soll es uns doch, wenn wir die Taten sehen, gleich sein, aus welchen Bekenntnissen oder philosophischen Grundsätzen sie entsprungen sind. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" — solchen nämlich, die man nicht von dürren, vertrockneten Bäumen pflücken kann. Wen die Worte Gott und Heiland, Gnade und Vorsehung in diesem Buche stören sollten, der wird nichtsdestoweniger die Tatsache wunderbarer Zusammenhänge, wunderbarer Rettungen und Erlösungen aus Verhältnissen, deren Zustände sich Millionen Menschen überhaupt nicht denken können, anerkennen müssen. Mag er alles Metaphysische ablehnen, und mag er auch die Quelle der Kraft und Hingabe im Nur-Menschlichen sehen: er wird dennoch die Hingabe, die Opferung der oft sehr zarten, schwächlichen Offizierinnen der Heilsarmee wiederum doch als etwas Uebermenschliches empfinden oder zugestehen müssen: Soviel kann der Mensch! Der Mensch kann mehr als der Mensch! Das Unmögliche wird tatsächlich möglich in der selbstüberwindenden Liebe!

Ich bitte: Lest dies Buch, Hunderttausende und Millionen in aller Welt und in allen Völkern! Die Frage: Was soll ich tun? ist alsdann bereits ein Ausweichen vor der Tat! Dies Buch lehrt die Kraft des Unmittelbaren und läßt die tief demutsvolle Erkenntnis reifen, diese hoheitsvolle, die Welt aus ihren Angeln hebende Erkenntnis, daß Jeder das tue, was ihm am nächsten ist, daß alle Erwägungen politischer oder irgendwelcher Taaungen ein Nichts sind vor der Kraft des Einzelnen . . . Die Welt ist aus ihren Angeln zu heben, wenn Jeder erkennt, daß er nicht zu entbehren ist, daß es auf ihn ankommt wie auf Jeden, daß Niemand kleiner ist oder größer, daß wir Alle sind: in Demut klein unendlich groß! Ich sage nicht, daß die Heilsarmee die Menschheit erlösen wird. Sie will das ja gar nicht, sie will helfen: und das sage ich, daß die lebendige ekstatische Kraft dieser Menschen, die die Kraft Gottes ist, wahrhaftig und allein die Welt erlösen wird . . . die Kraft, die die Kraft Jesu war und die heute diese kleinen schwächlichen und übermenschlich starken Offizierinnen treibt und erhält in diesen in weitesten Bezirken wohl verkommensten, entartetsten, schmutzigsten, gefährlichsten Vierteln der Londoner Slums. Erich Bockemühl

---

Pflanzenleben. Von Johanna Beckmann. Potsdam, Stiftungsverlag. 284 S. 7.50 M.

Etwas Wunderfeines! Gräser, Wiesenblumen, Blätter, Blüten, Zweige hauchzart mit der Schere geschnitten, daß man nicht fassen kann, wie das möglich ist! Ganz lebenswahr, der Natur abgelauscht. Und zu jedem Zweiglein eine sinnige Betrachtung, aus tiefster Naturverbundenheit erwachsen, nach Monaten geordnet. Für das, was es bietet, erstaunlich billig, das Geschenk einer Künstlerin.

Dora Rade

Der Baum im Bilde der Landschaft. Königstein im Taunus, Karl Robert Langewiesche 1931. 46 Aufnahmen. 1.20 M.

Moriechen. Bilder aus einem Kindesleben. Von Rudolf Schuler. Ebenda 1931. 46 Aufnahmen. 1.20 M.

Beide Heftchen machen einem Freude. Zumal die Aufnahmen der einzelnen Bäume zeigen, daß ein liebendes und verständiges Auge unsere deutschen Baumriesen und Bäumchen an den schönsten Stellen eines charakteristischen Landschaftsbildes zu finden verstanden hat. Auch die Kinderbilder sind wohlgelungen. Aber sind nicht einige doch zu sehr unter der Regie des Erwachsenen entstanden? Die meisten jedoch wirken als ganz unmittelbar und darum echt.

Herbert Grabert

Dänemark, Schweden, Norwegen. Landschaft, Baukunst, Volksleben. Von Kurt Hielscher. Mit Geleitworten von Karin Michaelis, Selma Lagerlöf und Sigrid Undset. Leipzig, F. A. Brockhaus 1932. 300 Aufnahmen in 23 : 30 Zentimeter. 24, geb. 28 M.

Ein gewaltiges Bildbuch. Sein Schöpfer ist drei Jahre lang durch die nordischen Länder gezogen. Von den 4100 Aufnahmen sind hier die 300 besten geboten. Was Skandinavien an landschaftlicher, architektonischer und volklicher Eigenart birgt, hat Hielscher sowohl für den mit dem Norden vertrauten Menschen wie vor allem auch für den, der es noch nicht mit eigenen Augen erlebte, in weit über den üblichen Geschmack hinausgehenden Aufnahmen zusammengefaßt. Herbert Grabert

Kleine Liebe zu Amerika. Von Manfred Hausmann. Berlin, S. Fischer 1931. 345 S. 4, geb. 6 M.

Wieder ein Amerikabuch. Aber ein besonderes. Ohne Vorurteil und Nachurteil, ohne Statistik und Wissenschaft, ohne Anspruch und Forderung auf Gültigkeit. Ein junger Mann in Knickerbockers, mit Filmkamera und einem Handkoffer, schlendert durch das Gelobte Land, und wie Menschen und Dinge ihm gerade begegnen, bannt er sie in seine Wunderkamera. Natürlich kommt doch etwas dabei heraus. Was es ist? Eine „kleine Liebe zu Amerika". Nur eine kleine. Aber meist ist die kleine haltbarer und überzeugender als die ganz große.

Hans Schimmelpfeng

Das Geheimnis des schwarzen Erdteils. Von Willem Jaspert. 96 S. 64 Bilder. — **Am Rande der Sahara.** Von Martin Rickli. 95 S. 77 Bilder. — **Das Land des Dalai-Lama.** Von Emil Trinkler. 96 S. 64 Bilder. — **Tierwunder im Ozean.** Von Ulrich K. T. Schulz. 96 S. 72 Bilder. — Band 1, 2, 3 und 6 der Reihe „Welt im Bild". Berlin, Reimar Hobbing, je 1,80 M.

„Das Land des Dalai-Lama" und „Tierwunder im Ozean" scheinen mir die wertvollsten Bändchen zu sein. Ersteres ist eine kurze aber inhaltsreiche Darstellung der Natur und des Lebens in Tibet in der schlichten und warmherzigen Art von Sven Hedin. Es bringt auch aus dem religiösen Leben interessante Mitteilungen und Bilder von Maskentänzen, Klosterleben usw.

Schulz, Leiter mehrerer Tiefsee-Expeditionen, plaudert in gemeinverständlicher und nie trockener Weise über die merkwürdigsten Erscheinungen der Meerestierwelt. Manche der Bilder sind von höchster Schönheit. Man kann sie immer wieder betrachten. Es würde ihnen zum Vorteil gereichen, wenn das Verhältnis zur natürlichen Größe angegeben wäre.

Rickli ging als Leiter einer Ufa-Filmexpedition nach Tripolis und Tunis. Er erzählt von den mancherlei Schwierigkeiten bei der Aufnahme des Films. Man muß dabei schon ein tatkräftiger Mann sein; aber kann man es dem Muhammedaner verübeln, wenn er dem fremden Eindringling die „Spekulation, seine Frauen zu filmen" vereitelt? Das Bändchen bringt eine Auswahl nach Ricklis erstem afrikanischen Sprech- und Tonfilm „Am Rande der Sahara".

„Das Geheimnis des schwarzen Erdteils" ist eine Zusammenstellung kurzer und langer Auszüge aus alten und neuen Reisewerken über Afrika von Hanno (500 v. Chr.) an bis zum Filmreporter von heute. Recht zusammenhanglos stehen allerlei Afrika-Bilder dazwischen. Viele Kilometer Negativ „ruhen in verlöteten Blechdosen in den gepanzerten Archiven des Museums und werden erst in 50 Jahren der Welt vorgeführt werden, wenn es weder Nashörner noch Giraffen, Elefanten, Zebras, Gnus, Kaffernbüffel und anderes Großwild in freier Wildbahn mehr gibt". Und der Mensch Afrikas? Wer mit ihm wirklich umgegangen ist, könnte vom „Geheimnis" Afrikas vielleicht doch Tieferes bringen.

Wilhelm Mensching

Heilige und Hexer. Glaube und Aberglaube im Lande des Lamaismus. Nach eigenen Erlebnissen in Tibet, dargestellt von Alexandra David-Neel. Mit 22 Aufnahmen der Verfasserin. Leipzig, F. A. Brockhaus 1931. 296 S. 8.70, geb. 10.50 M.

Nach den Tibet-Werken von Sven Hedin und Filchner (vgl. CW 1930. Sp. 1148) bietet der Verlag soeben das Buch einer Frau an, die über ein Jahrzehnt im „Lande des Schnees", in dem geheimnisumwobenen Tibet, gelebt und geforscht hat. Das allein ist bereits eine gewaltige Leistung, die der Verfasserin Achtung und Gehör verschaffen. Aber diese Frau tat das Ungewöhnliche, fast Unmögliche, was bisher gerade den Ethnologen nur hier und da gelungen ist, sofern sie überhaupt Interesse und Verständnis für die innere Welt eines Fremdvolkes hatten: sie beobachtete nicht von außen und registrierte nicht mit dem Blick des kulturbewußten Abendländers, sondern stellte sich mitten hinein in die merkwürdig krause, von Dämonenangst bedrückte und gehaltene Welt des tibetischen Buddhismus. Ja selbst an den Uebungen buddhistischer Mystiker nahm sie teil, unterzog sich der strengen Schulung der Klöster und gewann so den Zugang zu der streng gegen Außenstehende abgeschlossenen lamaistischen Religion von innen her. Ohne Anspruch auf Wissenschaftlichkeit zu erheben (vgl. u. a. S. 292) schildert sie unter Einflechtung zahlreicher, z. T. sogar abenteuerlicher Geschichten ihre Erlebnisse und Erfahrungen, Lehrjahre in der Einsamkeit, Umgang mit Dämonen, Meister und Schüler, mystische Lehrsätze und geistige Schulung sind die Themen, über die sich die Verfasserin in klarer, gestraffter Sprache äußert. Eine Probe von alledem haben die Leser der CW 1908 Nr. 1—3 gehabt: „Psychische Schulung in Tibet".

Auch für den Religionshistoriker und -psychologen wird dies Buch eine reiche Fundgrube sein. Nicht nur, weil feinsichtig und mit psychologischem Verständnis beobachtet ist, sondern weil das Pro-

*) Vgl. Nr. 7 d. J.: God in the Slums. D H

blem des religionsgeschichtlichen Verstehens hier auf eine klare Weise, nämlich durch ein zeitweiliges Eingehen des ganzen Menschen in die andere Welt, um dadurch von innen her zu begreifen, in etwa gelöst ist. Ob diese Einfühlung ad rem eine völlige ist und sein kann, lasse ich dahingestellt. Die Verfasserin hat sich überall kritisch und verständnisvoll für die Eigenart der andern Religion gezeigt, und man gewinnt auch den Eindruck, daß sie innerlich von ihr nicht unerfaßt geblieben ist. Herbert Grabert

Kosmische Heimat. Unser Sonnensystem. Von Robert Henseling. Königstein im Taunus, Karl Robert Langewiesche 1931. 48 S. 1.20 M.

Kosmische Ferne. Die Wunder der Sterne. Von Robert Henseling. Ebenda 1931. 48 S. 1.20 M.

Sammlungen von Photographien, die mit den besten und größten Instrumenten der wissenschaftlichen Himmelsforschung gewonnen sind. Nur klein ist das Gebiet unserer kosmischen Heimat, in dem die photographische Platte und das Auge sich gegenseitig ergänzen und kontrollieren können. Es ist im Wesentlichen beschränkt auf den direkten Anblick des Mondes, der Planeten und der Sonne, aber darüber hinaus erschließt und bewahrt die photographische Platte Einzelheiten, wie z. B. die Protuberanzen und die Kalziumwolken auf der Sonne, die ohne sie überhaupt oder in ihrer reizvollen Feinstruktur unbekannt und unzugänglich geblieben wären.

Ganz besonders aber gilt dies für die ausgedehnten, jedoch ungeheuer lichtschwachen kosmischen Nebel, die ihr Licht aus unvorstellbarer Ferne zu uns senden und deren direkter Anblick, selbst mit großen Fernrohren, durch ihr photographisches Bild bei weitem an Deutlichkeit übertroffen wird. So gut und genau bei allen Objekten die Bezeichnung des Ortes am Himmel und der Herkunft der Aufnahme durchgeführt ist, so wünschenswert wäre es gewesen, wenn die Himmelskoordinaten in Rektaszension und Deklination beigefügt wären. Aber selbst, wenn es dem Leser nicht immer gelingt, alle diese kosmischen Nebel genau zu lokalisieren, so bleibt ihm doch die Freude daran, daß es diese wunderbaren Formen am Himmel gibt, und daß es durch die großen technischen Mittel unserer Zeit möglich geworden ist, sie uns in so schöner Weise zugänglich zu machen. Martin Leo

Bewegung als Wesen der Welt. Eine Welt- und Lebensschau. Von E. Greeff. Fürth i. B., Krause-Verlag 1930. 178 S. Geb. 4.80 M.

Hier ist endlich einmal wieder ein lebensnahes philosophisches Buch, aus einer „Schau" geboren, nicht ein zusammengelesenes „Ragout aus anderer Schmaus", zusammengelesen in dem zwiefachen Sinne des Wortes. Hier führt nicht trockene Gelehrsamkeit die Feder, sondern künstlerische Anschauungs- und Gestaltungskraft weckt durch originelle Bildhaftigkeit mit knapper, klarer Linienführung und reichem Farbenspiel im Leser die Fähigkeit, die „Bewegung" als Wesen der Welt zu erleben und so aus der Not unseres ruhelosen, durch die zentrifugalen Kräfte der Bewegung entleerten, entinnerlichten Lebens eine Tugend werden zu lassen. Daß der Verfasser nachträglich da und dort in der Geschichte der Erkenntnis „das Auge für Bewegung als Wesen der Welt offen findet", das darf ihm Ermutigung sein. Das Neuseinwollen um jeden Preis, das die ewig Heutigen zur Schau tragen, ist nicht sein Ehrgeiz.

Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden,
Das alte Wahre, faß es an!

Aber das Anfassen ist die Hauptsache. Und hier ist wirklich lebendig angefaßt, nicht gegrübelt, hier ist anschauendes Denken im Goetheschen Sinne, intuitives Begreifen der Urphänomene. Wer das Buch als Kritiker einordnen will in die Typologie der Weltanschauungen, der wird vor allem an Heraklit erinnert; wie Heraklit im jonischen Kriegs- und Handelstreiben die Welt als einen Katarakt hinströmen, alle Statik in Dynamik aufgelöst sah, so verlangt unsere wildbewegte Gegenwart nach einer „Philosophie der Bewegung". Jede Philosophie ist das Selbstbewußtsein des jeweiligen Zeitgeistes; wenn unser Weltbild nicht zerfließen soll im Wirbel der Bewegung, wenn die Wahrheit nicht in der Relativität des Kommens und Gehens, des Werdens und Vergehens zerrinnen soll, so muß in der Bewegung selbst das Gesetz gefunden werden als „ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht". Bewegung ist nicht ohne Spannung, ohne Gegensatz, ohne Polarität: nicht das Tempo gibt den Ausschlag, sondern der Rhythmus, Dynamik ist nicht ohne Statik, Auskehr nicht ohne Einkehr, Hinausgestalten nicht ohne Hereingestalten, so wenig wie Wellenberg ohne Wellental, Ausatmen ohne Einatmen. Größtmögliche Bewegung bedeutet reichste Lebensentfaltung, sie ist die höchste Funktionsformel der Ethik, aber nicht nur der Ethik. Die Ausblicke, die von dem zentralen Standort dieses kleinen Buches aus nach allen Gebieten des wissenschaftlichen, religiösen, künstlerischen, kulturellen, sozialen, politischen Lebens eröffnet werden, sind so aufschlußreich, daß der Untertitel „Welt- und Lebensschau" eine volle Rechtfertigung erfährt. Friedrich Karl Feigel

---

Religion, Kirche, Theologie. Einführung in die Theologie. Von Hermann Mulert. (Die Theologie im Abriß Bd. 8.) Gießen, Töpelmann 1931. 169 S. 4.50, geb. 6 M.

Dieses Paul Wernle und dem Andenken an Paul Drews gewidmete Buch ist nicht eine „Einführung in das theologische Studium", wie Wernles großes Werk, mit dem es sein Verfasser selbst gar nicht in Wettbewerb treten lassen will, sondern, aus Vorlesungen hervorgegangen, nimmt es vor allem Rücksicht auf das Bedürfnis theologischer Anfänger, in die geistige Welt ihrer spätern Berufsarbeit eingeführt und gerade auch über die Schwierigkeiten offen und freimütig unterrichtet zu werden, durch die der Betrieb der Theologie überhaupt belastet ist. Auch alten Theologen, die sich der Verfasser gleichfalls als Leser denkt, bietet der Inhalt seines Buchs manche Anregung, obschon es nicht eigentlich neue, sondern, worauf der Verfasser selbst hinweist, vielfach selbstverständliche Dinge zum Ausdruck bringt. Eine „Encyklopädie" der Theologie ist es nicht. Von deren verschiedenen Disziplinen ist nur in einer knappen Uebersicht über sie und einige Nachbarfächer summarisch die Rede, ohne daß auch ihr Inhalt eingehender besprochen würde. Mulert hat sich im Wesentlichen auf die drei im Titel angegebenen Themata beschränkt. Hier setzt er sich besonders auch mit neuen und neuesten theologischen Bestrebungen auseinander. Dennoch ist er sich dessen bewußt, daß sein Buch wenig modern sei: „Modern scheint in der Gegenwart nur das Sensationelle zu sein." Daher wäre es auch kein Lob, wenn man seiner Leistung vor allem Modernität nachrühmen könnte. Vielmehr ist es in seiner umsichtigen, klaren, nüchternen und doch auch wieder warmen Gediegenheit jungen Theologen um so mehr zur Lektüre zu empfehlen, als es geeignet ist, sie gegen manche moderne Darbietungen mißtrauisch zu machen, die durch ihren sensationellen Aufputz blenden und auf nicht wenige junge Menschen unserer Zeit fanatisierend wirken. Otto Ritschl

Pädagogik. Von P. Petersen. Berlin, E. S. Mittler und Sohn 1931. 176 S. Geb. 5.80 M.

Müde nach vollbrachtem Tagewerk blättert man in einem soeben erschienenen Buch, zu angespannter geistiger Arbeit kaum noch geneigt. Da trifft man auf ein Kapitel „Pädagogische Grundhaltungen"; ist plötzlich gefesselt, liest dann mit wachsender Begeisterung weiter und weiter: in diesem Werk ist ja der Kampf gegen den Idealismus, auf den man so lange gewartet hat, von Seiten der Erziehungswissenschaft endlich eröffnet! In schonungsloser Auseinandersetzung wendet sich Petersen gegen Rationalismus, Humanismus, Individualismus, die in einer seit Kant ausgearteten selbstsicheren Gedankensystematik mit den Begriffen Bildung, Bildungswert, Kultur, Autonomie, Freiheit usw. den Ausblick sperrten vor der Wirklichkeit, in der wir doch organisch wurzeln. Der pädagogische Realismus schaut endlich wieder auf die Natur- und Seinsverflochtenheit des ganzen Menschen, auf jene Wirklichkeit, die weder war noch sein wird, sondern ist, heute ist, in der ganz konkreten Lage, in der wir auf sie treffen. Damit folgt Petersen der Tradition eines Pestalozzi, dessen Gedanken so oft verschüttet und verbogen wurden; bis das 20. Jahrhundert mit der „Neuen Erziehung" von Hermann Lietz, Paul Geheeb, Berthold Otto, Langermann, Ligthart im Haag, Maria Montessori usw. zur Wirklichkeit zurückdrängt, in der wir stehen. Mit solcher Bewegung auf die vom Irrationalen getragene Wirklichkeit hin steht Petersen in einer Linie mit Gogarten, M. von Tiling, Hellmut Schreiner und L. Heitmann, die ebenfalls eine Desillusionierung der pädogogischen Welt fordern, eine antirationalistische, intuitiv erkennende, einfühlende, verantwortungsbewußte Haltung. Petersen führt in einem eindringlichen historischen Ueberblick zu dem Standpunkt, an dem wir uns heute befinden, um von da aus die Verzweigung zu der neuen pädagogischen Tatsachenforschung aufzuweisen. Interessant ist, wie Petersen auch Luther den Menschen in seiner Verflochtenheit mit der Wirklichkeit, ohne Illusion, sehen läßt. In diesem knappen und reifen Buch bleibt kein Standpunkt unberücksichtigt, und es ist erstaunlich, welch ungeheures Material in kritischer Ueberschau für den Kampf gegen einen wirklichkeitsfremden Idealismus hier verarbeitet wurde. Vor allem hat man das Gefühl: nach diesem grundlegenden Werk wird die Flamme, die mancherorten in Philosophie, Theologie und Pädagogik zu züngeln begann, zum Sturm entfacht werden, vor dem die Sicht endlich klar wird zu einer neuen, wahrhaftigeren Schau der Erziehungswirklichkeit. So kann einem Lehrer und Erzieher, ja allen an der geistigen Wende der Gegenwart Anteil Nehmenden kein anregenderes Buch geschenkt werden als dieses. Hans Dittmer

Prophetengeschichten, Müttern und Kindern erzählt. Von Frida Schürmann und Klara Prieß. Schaffsteins blaue Bändchen 196. 76 S. 45 Pf.

Die Religiosität der Propheten bildet unbestreitbar den Höhepunkt der alttestamentlichen Frömmigkeit und reicht nahe heran an die Religion Jesu, der sich in seinen Worten immer wieder auf sie bezieht. Nun ist aber in den meisten Fällen die Redeweise der Propheten dem kindlichen Verständnis noch verschlossen, ihr Handeln dagegen vermag auch auf Kinder schon einen starken Eindruck auszuüben. In dieser Erkenntnis haben die Verfasserinnen eine Reihe von Geschichten ausgewählt und in einer sehr preiswerten Ausgabe zugänglich gemacht. Sie sind einfach und klar erzählt; dabei anschaulich und ohne weitschweifigen Ausmalungen, die den eigentlichen Kern der Geschichte nur zu leicht überwuchern. Da man über die Propheten Amos, Jesaja, Jeremia, Deuterojesaja, auch über Hiob in den gebräuchlichen biblischen Geschichtsbüchern nur selten etwas findet, so kann das Büchlein auch als Ergänzung zum Religionsunterricht und zum Kindergottesdienst aufs wärmste empfohlen werden. Paul Langen

Zu Gott empor. Quellenstücke und Arbeitsstoffe für den evangelischen Religionsunterricht in den Aufbauklassen der Berliner Volksschulen. Von Schulrat Emil Höhne und Rektor Fritz Röhl in Verbindung mit Professor D. Hermann Schuster und Oberstudienrat Dr. Walter Franke. Frankfurt a. M. und Berlin, Moritz Diesterweg 1930. 236 S. 12 Bildtafeln. Geb. 3.60 M.

Wenn die evangelische Kirche ebenso rasch vorwärts geschritten wäre wie die Lehrbücher für den evangelischen Religionsunterricht in den letzten Jahrzehnten, stünde es gut mit ihr. Die „Richtlinien für die Lehrpläne der höheren Schulen Preußens" von 1925/26 haben eine schöne Fülle von vortrefflichen, vielseitigen Unterrichtswerken für den evangelischen Religionsunterricht hervorgerufen. Ich kenne sieben solcher Werke. Sie alle sind geschmückt mit Bildern, geben Quellenstücke und bringen dem Arbeitsunterricht ihre Huldigung dar. „Zu Gott empor" schließt sich an das Werk von Schuster und Franke an, das unter ihnen wohl die weiteste Verbreitung gefunden hat.

Schlichte, anschauliche Darstellung, gut ausgewählte Quellenstücke aus allen Zeiten und Strömungen christlichen Geisteslebens, Beigaben gefühlsstarker Bilder unserer besten religiösen Künstler, heimatliche, im besondern berlinische und brandenburgische Färbung, vielseitiger Inhalt, der alle wichtigen Seiten christlichen Lebens von Jesus bis zur Gegenwart wiedergibt, machen „Zu Gott empor" zu einer vortrefflichen Beihilfe für den Religionsunterricht der gehobenen Klassen der Volksschule und für den Konfirmandenunterricht, ja zu einem wertvollen Begleiter für das ganze Leben der Kinder.

In manchen Einzelheiten — „Die Briefe der übrigen Apostel", Entstehung des Johannesevangeliums und Leben des Johannes, Bekehrung Augustins — sind die Verfasser zu zaghaft in der Aufgabe veralteter Ueberlieferungen. Auch Volksschülern soll man die volle wissenschaftliche Wahrheit geben. Es ist gut, daß auch einiges „aus der Welt der nichtchristlichen Religionen" dargeboten wird; aber es ist nicht gut, daß die germanische Religion nur sehr wenig bedacht wird. Deutschland liegt den Berliner Volksschülern näher als China, Indien und Arabien. Bei der Aufklärung darf in Berlin Lessing nicht fehlen. Für eine neue Auflage sei auf eine hübsche Einzelheit hingewiesen, die auf Berliner Kinder Eindruck machen wird: Im Turmknopf der Bethlehemskirche, die Friedrich Wilhelm I. 1735—37 für einen späten Nachschub böhmischer Glaubensflüchtlinge bauen ließ, ruht, hoch über dem großstädtischen Lärm, nahe der Ecke der Leipziger und Friedrichstraße, die älteste Darstellung der rührenden Geschichte, wie Comenius 1628 bei der Flucht aus Böhmen südöstlich der Schneekoppe im Gebet niederkniete und mit seinen Fluchtgenossen von der Heimat Abschied nahm. — Religionslehrern, Pfarrern und Kindern Berlins und der Mark wird dieses nicht nur nützliche und sehr billige, sondern auch wirklich liebe Buch viel Freude bereiten. Hermann Tögel

---

Bilder zur Kunst- und Kulturgeschichte. Herausgegeben von Guido Schoenberger, Andreas Rumpf und Richard Graul. 160 S. Großfolio mit 649 Abb. im Text. Leipzig, B. G. Teubner 1930. Geb. 12.60 M.

In vier Abschnitten wickelt sich der Gang der Kunst- und Kulturentwicklung von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart in großer Anschaulichkeit vor dem Leser ab. Naturgemäß war es unmöglich, auch nur annähernd ein universales Bild einer so weitschichtigen Entwicklung zu geben. Sowohl im Text wie in der Auswahl der abzubildenden Kunstwerke war äußerste Beschränkung geboten. Aber gerade dieser Gesichtspunkt ist der Absicht des Buches dienlich, in jungen Menschen die Freude an zeitlos-lebendigen Kunstwerken zu wecken, in denen die geistigen, religiösen, geschichtlichen Ereignisse und Gestaltungen zu bedeutendem Ausdruck kommen. Knapp und bestimmt umreißt der begleitende Text das Wesentliche in den Erscheinungen, um die Stilcharakterisierung ganzer Perioden wie einzelner Meister eindrücklich zu machen und so zugleich zu weiterem Studium anzuregen. Die Abbildungen sind durchweg vortrefflich, auch in der Wiedergabe subtiler Dinge. Als Hilfsbuch für den Schulunterricht ist nicht leicht etwas Besseres zu denken. Ein in jedem Sinne preiswürdiges Werk.

Hans Bodenstedt

Musikalische Balladen, Grotesken und Liebesreime. Von Kurt Arnold Findeisen. Leipzig, Mitteldeutsche Verlagsanstalt. 107 S. ? M.

„Musik und Ironie, die heiligen Schriftmacher meines Lebens", diese Worte setzt dieser feine, zarte, musikalische Dichter mit allem Recht seinem Buche als Motto voraus. Seine Ironie ist bedingt in einem tiefen Humor sehr großer menschlicher Güte; sein Humor beruht in einer resignierenden Frömmigkeit vor dem Leben und ist bei allem Zupacken, aller Drastik, aller grotesken Plastik immer begleitet von dem verstehenden Lächeln der großen Erkenntnis von der Unzulänglichkeit alles Seins. Das nämlich gibt diesem Buche die Bedeutung über viele andere hinaus, daß seine Dichtung letztlich Leiden ist an der Welt, Leiden mit den Menschen an den Menschen, an der Menschheit, an der Unzulänglichkeit alles Seienden. Unmittelbar offenbart K. A. Findeisen sich in dem Abschnitt „Musikanten" in Gestaltungen wie „Bach" „Mozarts Begräbnis" „Beethoven", in den „Kathedralen" und anderem. Seine Liebeslieder sind die eines minnesängerischen Herzens unserer Tage. Wie eine einsame frühlingsselige Flöte vermag seine Stimme zu klagen und klingt wiederum wie die Ergebenheit einer herbstlich-braunen Cellomusik — und in allem, sei es in den kleinen ausgeglichenen Strophen in dem Abschnitt „Inseln", sei es in den Balladen oder dem Abschnitt „Wendelin Dudelsack zecht mit Freunden" oder den wunderbaren „Dudelsackgedichten" des Anfangs mit ihren gelösterten Zeilen und Strophen — in allem ist Form, letzte Form, klarste, nicht selten kristallhelle Konzentrierung. Man muß diesen Dichter lieben, man muß ihm menschlich ganz nahe rücken, weil er selbst Jedem in jedem Gedicht so menschlich nahe rückt. „. . . Erst wenn der Seele eigen das tiefe Schweigen, kann ihr ein heiliges Jahr geschehen" so schließt das Gedicht der „Mitternacht". Und im allerletzten des Buches stehen die Verse: „Heute ein neuer und morgen ein andrer und immer Gefährte von Wind und Flut . . ." Mensch tiefer Wurzelung, der das Leben in allen Farben und Schattierungen sieht und der nicht minder die entsetzliche Tragik sieht . . . dem es aber gegeben ist, zu lächeln, lächelnd zu singen, daß selbst das Traurige, daß die Tragik selbst in seinem Singen zu beglückender Schönheit wird. Erich Bockemühl

Schiller. Durch Not zur Freiheit. Von Paul Burg. Leipzig, Koehler und Amelang 1931. 283 S. 2.85 M.

Idealismus, Kampf und Tapferkeit, das Hindurchringen durch alles Irdisch-Unzulängliche, durch alles Kleinlich-Selbstische auch der eigenen Natur, das Behaupten des Genius, des geistigen Wesens des Menschen oder — man möchte sagen — die organisch-natürliche Auswirkung des Genius und in diesem Sinne die Entwicklung, die bei allem Individualismus doch wie ein Geführtwerden erscheint — das ist in seinen verschiedenartigen Auswirkungen das eigentliche Motiv des Buches und damit also die seelische Sphäre, die es für unsere Zeit, in der man alles Leben, alle Not und jegliche Probleme politisch und wirtschaftlich zu regeln versucht, so überaus wertvoll macht. Paul Burgs „Schiller" ist konzentrierter und — damit ist das beste Lob ausgesprochen — zugleich volkstümlicher als das umfänglichere Werk Molo's; es ist plastischer und bei aller epischen Darstellung auch dramatischer. Es behält die eine große sichere Linie, nach der sich alles Geschehen gruppiert und ordnet, bei und wirkt infolgedessen einheitlich und stark. Jeder soll es lesen, aber man soll nicht vergessen, es der reiferen Jugend, Knaben wie Mädchen, in die Hand zu geben.

Erich Bockemühl

Der Zusammenbruch des deutschen Idealismus. Von Paul Ernst. München, Georg Müller 1931. 494 S. Geb. 12 M.

Nicht etwa 1918 ist der deutsche Idealismus zusammengebrochen. Schon die klassische Philosophie scheiterte, weil sie die Form des vernunftgemäßen Denkens anwandte für eine Aufgabe, die jenseits dieser Bereiche liegt. Das Leben war zu wenig auf die eigentlichen Notwendigkeiten (und zu sehr auf den Kantischen Imperativ) gestellt, das Leben ist ein Kampf zwischen Gott und Teufel und der Mensch ein Nichts gegenüber den Mächten, die ihn bestimmen. Der Großinquisitor und Posa sind Notwendigkeiten, eben darin liegt alle Tragik, liegt aber auch die Größe von Schillers Don Carlos entgegen der Pseudoidealistik der späteren Dramen . . . trotz seiner Unvollkommenheiten spiegelt „Don Carlos" die Welt . . . und seine Idee ist weitergeführt von Dostojewski, der aber die Lösung für die Frömmigkeit und aus der Frömmigkeit Rußlands anders findet, als sie für uns brauchbar ist. Unsere Verwirrungen sind die letzten Schlußfolgerungen aus unserer klassischen Zeit, die nicht aus den urinstinkthaft tiefsten Notwendigkeiten das, was sich hätte naturhaft methaphysisch erfüllen müssen, gestaltete. Paul Ernst ist in allem Denkerischen Dichter, er sagt in der Einleitung selbst, daß er nicht philosophisch zu gestalten vermöge, was wir auf Grund der anschaulich plastischen Darstellung seiner Gedanken und Beweise als recht erfreulich empfinden dürfen. Ueberschriften mögen über den Inhalt ein wenig orientieren: Plautus und Molière, Das Brautkammerlied der Helena, Zur Shakespearefrage, Jean Paul, Der Prinz von Homburg, Das Maschinenherz . . . Paul Ernst erhofft aus dem Niedergang der Menschheit eine Blüte der Dichtung, und er zweifelt kaum an der deutschen Erneuerung, die aus dem Herzen Europas heraus eine Erlösung weitester Bezirke werden möge . . . und in seinem ganzen Wesen, seinen besonderen Problemen und Ideen ist das Werk interessant ob seiner literarischen Kritik, darüber hinaus aber ist es in seiner unbegrenzt religiösen Grundlage ein Korrektiv unserer Zeiten. Erich Bockemühl

Die deutsche Dichtung der neuesten Zeit. Von Johannes Mumbauer. Erster Band. Freiburg, Herder 1931. 622 S. 19 Bildertafeln. Geb. 16 M.

Mumbauer legt uns hier den ersten Teil seiner auf zwei Bände berechneten Literaturgeschichte der neuesten Zeit vor. Das 622 Seiten starke Werk verlangt unsere gespannteste Aufmerksamkeit. Sein Verfasser zeichnet sich nicht nur durch sachmännische Beherrschung des gesamten Stoffes aus, er verschmäht auch keineswegs, ausführlichen Gebrauch von Text- und Stilproben zu machen. Was unsere Beschäftigung mit ihm doppelt anregend gestaltet, ist der Umstand, daß er aus seinem katholischen Bekenntnis keineswegs einen Hehl macht, es im Gegenteil bewußt betont, aber dadurch nicht seinen klaren Blick trübt, sondern eher noch schärft für das Wesentliche deutscher Dichtung. Jeder Versuch eines dezidierten Katholiken, Literatur darzustellen, bringt ihn leicht in das Querfeuer einer doppelten Kritik. Den künstlerischen Pächtern der Domäne Literatur ist er nicht unvoreingenommen und sachlich

und seinen Kirchenchristen nicht katholisch genug. Wir erleben ja dieselbe Schwierigkeit selbst schon auf evangelischer Seite an der abwartenden Haltung, ja Voreingenommenheit, die manche Kirchenchristen dem großzügigen Versuch des ‚Eckart' entgegenbringen.

Man kann mit vollem Recht behaupten, daß Mumbauers Unternehmen geglückt ist. Ein solches Buch mußte geschrieben werden, und wir Protestanten sehnen uns angesichts seiner nach dem evangelischen Gegenstück. Der Verfasser — selbst feinfühlender Aesthet, dazu literarwissenschaftlich durchgebildet — versteht es meisterhaft, sein Schiff zwischen Scylla und Charybdis weltlicher und geistlicher Kritik hindurchzusteuern. Fein und verständnisvoll analysiert er Impressionismus und Naturalismus an ihren Vertretern. Daß diese Epoche im Ganzen nicht gut abschneidet, ist wahrlich nicht Mumbauers Schuld. Ja man muß sich wundern, wie gerecht er ihr trotz allem zu werden vermag. Auf der andern Seite freilich hat der bis zum Krieg abgelaufene Impressionismus seine klaren Schranken, und wer will einem im Bekenntnis verankerten Kritiker verwehren, diese Schranken zu sehen und aufzuweisen? Vielen heute erscheint, mit Mumbauer, diese Zeit von einer höheren Warte aus als höchst fragwürdig und unbefriedigend, weil sie Gott als den Widerpart des Menschen aus Leben und Dichtung ausschnitt. Im Allgemeinen kann deshalb auch der Protestant mit Mumbauer gehen und muß ihm herzlich für sein mutiges und gründliches Werk danken. Daran ändert auch nichts die Tatsache, daß Mumbauer über Gebühr zurückgedrängten katholischen Dichtern (viele sind es nicht) zu ihrem Recht verhilft; er bleibt auch da sachlich. Dieses Werk ruft laut nach einem zweiten Vilmar auf unsrer Seite.

Hans Schimmelpfeng

Alte und neue Götter. Von Ricarda Huch. Deusch-Schweizerische Verlagsanstalt Berlin W 8. 549 S. Geb. 10 M.

Die Revolution des 19. Jahrhunderts ist der Untertitel, und wie umfänglich und tief das Buch die ganze Problematik umfaßt und erkennt, geht allein schon aus der Tatsache hervor, daß der Freiherr vom Stein, der das Deutsche Reich aus seinen demokratischen Urbedingtheiten her wieder herstellen wollte, als der erste und grundlegende Revolutionär dieser Zeiten erkannt ist. Die Tragik des Unverstanden- und Mißverstandenseins und der vielerlei selbstsüchtig böswilligen Verkennung Steins tritt in diesem Buche immer wieder hervor, in Verhältnissen und Persönlichkeiten auch, die im Gesamtwesen der deutschen Entwicklung bedeutsam gewesen sind. Stüve, Harkort, Bunsen, Radowitz, Herwegh, Feuerbach, Engels, Huber, Marx heißen die Männer, die irgendwie zum deutschen Problem in Beziehung stehen. Und wenn es sich schon auch um die Kämpfe zwischen Bourgeoisie und Proletariat handelt — im Mittelpunkt des Ganzen steht eben doch der Gegensatz der beiden Auffassungen, wie sie sich in den stärksten politischen Männern des Jahrhunderts verkörpern: Stein und Bismarck! Stein — der auf Grund des sittlichen Charakters die Macht eines Staates aufbauen will. Veredelung des Volkes ist die Grundbedingung für die Sittlichkeit, die wiederum in Freiheit und Recht begründet sein muß. Stein, der an die innere Kraft des Volkes glaubt — und eben Bismarck, der das deutsche Volk „in den Sattel heben will, weil es dann schon reiten wird", der nur notgedrungen den Absolutismus preisgibt und ein Gegner jedweder sozialen Einstellung ist, der aber auch das Fiasko seiner Anschauung, der Unterschätzung und Verkennung des Volkes, der Tatsache, daß das deutsche Volk in Wirklichkeit nicht „hat reiten können", nicht erlebte! Bismarck, der Preuße war, Stein, der wie alle seine Freunde und Nachfahren seiner großen umgestaltenden Ideen Deutscher war und blieb!

Es wäre über das reiche Erleben des Buches noch viel zu sagen; über die darstellende Kunst der Dichterin, die der Wissenschaftlerin zu Gute kommt; über das mancherlei Unbekannte von Strömungen und Kulturzentren engerer Begrenzung, die aber in ihrer Gesamtheit nicht weniger wichtig waren. Vor allem aber kommt dieses Buch in eine Zeit, die ohnehin für seine Grundsätzlichkeiten wach ist.

Erich Bockemühl

Ein Deutscher ohne Deutschland. Ein Friedrich-List-Roman. Von Walter von Molo. Berlin, Paul Zsolnay 1931. 551 S. Geb. 7.80 M.

Es tut not, daß Friedrich List's große Persönlichkeit dem Gemüt und der Phantasie unseres Volkes nahe tritt. Sein Leben war tragisch und versagte ihm das Bewußtsein des Sieges; die Folgezeit vergaß, ihm einen Lorbeerkranz zu flechten; denn was er erstrebt, schien selbstverständliche Wirklichkeit geworden. Aber erstens ist dies ein Irrtum: seine wirtschaftlichen und politischen Gedanken überragen auch noch unsere Zeit, und sodann bleibt der Wert des Menschen unvergänglich als eines Kämpfers gegen Bürokratie, Beschränktheit, Selbstsucht und Kleinlichkeit, für schöpferische Tat, Weite, Hingebung und Größe. W. v. Molos Stil ist sprunghaft und fragmentarisch, als spiegele er dieses hastige und unvollendete Leben; aber er belebt den manchmal trockenen nationalökonomischen Stoff, indem er ihn mit dem Schicksal dieses tragischen Helden verbindet, dessen Gestalt anschaulich wird und uns ergreift.

Gerhard Heine

Gotthelf. Die Geheimnisse des Erzählers. Von Walter Muschg. München, C. H. Beck 1931. 569 S. 13, geb. 16 M.

An diesem Werk, das uns der Beck-Verlag in mustergültiger Ausstattung zu Weihnachten schenkt, kann man mit Freude und innerm Glück sehen, wie ein moderner Literarhistoriker es versteht, voll unendlicher Liebe mit dem Gegenstand seiner Betrachtung verbunden, eine halb vergessene und ganz mißdeutete Gestalt aus dem 19. Jahrhundert nicht nur darzustellen, sondern ihr Sein und ihre Verkündigung in uns zugleich anklingen zu lassen. Es handelt sich um den Schweizer Pfarrer Albert Bitzius, den Dichter Jeremias Gotthelf. Bisher galt er als begabter Kalendermann à la Hebel, der im abgeschiedenen Winkel des Emmentaler Pfarrhauses erbauliche Volksgeschichten schrieb. Muschg räumt mit diesem Vorurteil so gründlich auf, daß in Zukunft nur noch Ignoranten diese Meinung hegen, geschweige denn äußern dürfen. Mit allen literarwissenschaftlichen Methoden, Freud, Gundolf u. A. m. frei verwendend, gewinnt Muschg letztlich seine Methode aus dem Stoff selbst. Und den liefert ihm ein Mann, der zutiefst im Volk verwurzelt, gänzlich unliterarisch, voller Gesichte und Einsichte, Realitäten schaute, die urzeitlich, urmenschlich, urgöttlich sind und deshalb dem Seher, Propheten und Priester eine Geltung sichern, die weit über ein Jahrhundert hinausreicht, ja vielleicht erst in kommenden Zeiten voll ausklingen wird. Das Werk ist überdies sehr gründlich gearbeitet, Gedrucktes und Handschriftliches voll ausnutzend.

Es kann hier nicht ausgeführt werden, wie weit und doch wie straff der Rahmen gespannt ist, wie unter den Ueberschriften Landschaft, Bitzius, Priester, Mutter Erde, Wiedergeburt, Sage, Mythus, Richtung, Politik, Realismus, Sprache, Kunst, Bildnis, Jeremias immer erneute Angriffe auf das Zentrum Gotthelfs unternommen und glücklich durchgeführt sind, und wie dem Leser, fast schaudernd vor der genialen, unheimlichen complexio oppositorum in Gotthelf, ein überwältigendes Bild sich darstellt.

In Einzelheiten könnte man hier und da anderer Ansicht sein. Jedoch sei, zugleich mit dem Ausdruck der Genugtuung über den Einzug existentiellen Denkens mit der Kategorie der Realität in die Literarwissenschaft, kritisch gefragt, ob man, wie Muschg, die sich bei Gotthelf steigernde Kirchlichkeit von seiner dichterischen Verkündigung wird scheiden können und ob man nicht mittels einer an der Theologie geschulten Begrifflichkeit die complexio auf einen — theologischen? — Generalnenner zurückführen muß. Verlangen nicht etliche Ausführungen insbesondere in den Kapiteln „Realismus" und „Richtung" schärfere Bestimmungen nach der Seite der „Geschöpflichkeit", des „Daseins", der „Liebe"? Aber auch so ist das Werk — Zeugnis schöner Kongenialität — überaus anregend und aufregend, und ich sähe es gern in der Hand vieler Theologen und Pfarrer, den Einsamen Trost und den vom Zeitgeist Umrauschten Klarheit bringend.

Hans Schimmelpfeng

Ingenuina. Briefe und Tagebuchblätter von Hermann Oeser. Heilbronn, Salzer. 178 S. 4 M.

Ingenuina („die aus eigener Seele lebende") sind nach einer Briefstelle diese Zeugnisse einer starken tiefen und dabei so ungemein zarten und innigen Mannesliebe genannt. Liebesbriefe, Werbebriefe eines reifen Mannes, der durch viel Einsamkeit und Weh des Lebens hindurchgegangen ist, der nun der Geliebten eine tiefe Sehnsucht nach verstehender Lebensgemeinschaft offenbart. Der ganze Reichtum seiner einsamen Seele tut sich unter dem Sonnenschein der Liebe auf. Wer Hermann Oeser aus seinen Büchern kennt — wie Vieles von ihm ist einstmals in der Christlichen Welt erschienen! — wird diese Herzenssprache nicht ohne Bewegung lesen.

Konnte es etwas Beglückenderes für eine Frau geben, als diese reine Sehnsucht zu stillen?

Dora Rade

Agnes Sapper. Ihr Weg und ihr Wirken. Von Agnes Herding-Sapper. Stuttgart, D. Gundert 1931. 238 S. Abbildungen. 4.50 M.

Noch einmal — zwei Jahre nach ihrem Hinscheiden — steht unsere Freundin Agnes Sapper vor uns auf durch die feinsinnige Schilderung ihres Weges und Wirkens, die uns ihre jüngere Tochter schenkt. Zwei Generationen deutscher Jugend haben sich an ihren Büchern gefreut, die Sonnenschein und Reinheit im heitern Gewande der Anmut und im ernsten Gewande der Wahrheit zu verbreiten gewußt haben. Wer Agnes Sapper liebt, wird gern und dankbar ihr Bild neu erstehen sehen vor seinem geistigen Auge; wer sie noch nicht kennt und sich sehnt nach gesunder deutscher Kost, dem wird durch diese Biographie die Lust erblühn, alle ihre lieben Gestalten kennen zu lernen, die uns dann lebenslang begleiten und die in erstaunlich reichen Auflagen in den deutschen Familien ihr Wesen treiben. Geht doch die Familie Pfäffling im „275. Tausend" in der Welt um — sie ist sogar ins Japanische übersetzt, und die kleinen Pfäfflinge mit ihren deutschen Seelen sitzen da mit untergeschlagenen Beinen und Schlitzaugen. Die anschauliche Geschichte aus der Puppenindustrie „im Thüringer Wald" ist in amerikanischen Schulen eingeführt und von den „10 Erzählungen" gibt es eine russische Schulausgabe. Welche Jugenddichterin hat sich eines ähnlichen Erfolgs erfreuen dürfen? Ist's geschehen durch prickelnde Sensation, durch aufregende Abenteuer? nein — durch schlichteste aber lebendige und frohe Schilderung des deutschen Familienlebens — und dies in einer Zeit, wo Deutschland von aller Welt geächtet und geschmäht ist, und wo — Gott sei's geklagt — die spezifisch deutsche Art inniger Lebensgemeinschaft weithin dem modernen Getriebe im Kampf ums Dasein zum Opfer fällt. Das ist in der Tat eine Lebensleistung, für die unser Volk nicht dankbar genug sein kann, und ein Zeichen, wie gesunder Geschmack bei uns noch herrscht und welche Liebe zur eigenen anspruchslosen Art.

Eine Jugendfreundin hat einmal zu Agnes gesagt: „Ich habe noch nie jemand gesehen, der so wenig glaubt wie du und doch so fromm ist." Dieses Wort trifft den Nagel auf den Kopf.
Julie Weizsäcker

Oberammergau 1630—1930. Roman vom ewiglebenden Glaubenswunder eines Dorfes. Von Paul Burg. Leipzig, Max Koch 1930. 320 S., geb. 3.50 M.

Nicht ein Roman, sondern Einzelbilder aus der 300jährigen Geschichte der Oberammergauer Passionsspiele. Zweck des Buches ist, davon zu überzeugen, daß die Spiele trotz ihrer Modernisierung, trotz des internationalen Menschenzustroms, trotz aller Geschäftstüchtigkeit, noch heute, wie im Lauf der Jahrhunderte, ihrem religiösen Ursprung treu geblieben sind und noch heute ihren heiligenden, das Wunder des Glaubens bewirkenden Einfluß auf Darsteller und Hörer ausüben. Ein Einfluß, der über Land und Meer reicht und zuletzt zu einem Passionsspiel frommer Indianer in Kanada führt. Dora Rade

Dichterglaube. Stimmen religiösen Erlebens. Herausgegeben von Harald Braun. Berlin-Steglitz, Eckart-Verlag 1931. 360 S. 8.50, geb. 9.80 M.

Dieses Werk, billig genug, ist durch einen wirksamen Prospekt, der auch unserm Blatte beilag, unsern Lesern so glücklich vorgestellt worden, daß eine kurze Voranzeige kaum noch Wert hat. Den Inhalt zu bewältigen werden wir uns im neuen Jahr angelegen sein lassen. 90 Dichter reden zu uns über (ihre) Religion! R

Unter dem wechselnden Mond. Werden, Wachsen und Welken eines kurländischen Geschlechts. 6. Band. Osterwinde. Von Mia Munier-Wroblewska. Heilbronn, Salzer. 250 S. 3.50, geb. 5 M.

Zerstreut in alle Winde sind die letzten Glieder des alten Geschlechts. Heimatlos, mit nie vergehender Sehnsucht suchen sie neues Land, neue Heimat. Wie verschieden auch der Einzelnen Schicksale sind, sie bleiben in der Fremde, die gefeierte Sängerin oder der Entgleiste, dessen Leben im New Yorker Hafen endet. Erschütternd die Besuche bei den in der alten Heimat Zurückgebliebenen. Sie zeigen: das Alte ist endgültig vergangen, und so zieht ein junges tapferes Paar übers Meer, um dort Neuland zu schaffen.

Diese sechs Bände führen tief hinein in das Schicksal des Baltenlandes und sollten viel gelesen werden. Dora Rade.

Mit hohen Augen zum Licht. Von René Roy. Uebersetzung aus dem Französischen von H. J. Bolle. Stuttgart, Heinrich Moritz 1931. 200 S. 3.20, geb. 4.60 M.

Nicht darin liegt der besondere Wert des Buchs, daß es uns das verborgene Heldentum eines im Kriege erblindeten Franzosen vor Augen führt — wir erleben im eigenen Vaterland solch tapferes Ringen —, sondern darin, daß es Sehende lehrt, sich in die Seele Aller, auch der frühzeitig Erblindeten, einzufühlen, damit unsere Liebe sie nicht verletze, sondern ihnen das Bewußtsein des Vollmenschentums schenke. In dieser Hinsicht haben wir Sehenden noch viel zu lernen. Magdalene Eger

Im Wirbel der Westfront. Von Karl Becker. Mit neun Originalzeichnungen von E. Wilh. Schroeter. Darmstadt, Wolfgang Schroeter 1931. 112 S. geb 3.50 M.

Ein verspätetes Kriegsbuch, aber keines der schlechtesten. Vielmehr besticht es durch seine Schlichtheit und Phrasenlosigkeit. Es sind Tagesaufzeichnungen eines jungen darmhessischen Lehrers, der sich wohl seine vaterländische Gesinnung bewahrt, aber nicht blind ist vor Patriotismus gegen die mancherlei Ungerechtigkeiten und Mißstände. Hier in der CW interessiert wohl vor dem Militärisch-Politischem besonders der Hinweis auf die verheerende Wirkung der „patriotischen" evangelischen Militärfeldpredigt im Gegensatz zur mehr rein religiösen der katholischen Geistlichen. Geschichtlich interessant ist der Bericht über den Einsatz der Amerikaner bei Stenay an der Maas. Ueber die Stäbe und den gesunden Menschenverstand mancherlei Kritisches. Ein Buch, das der politischen Erziehung eines reifen Volkes dienen kann.
Albert Mühlmeister

Von der Hexe, die eine Heilige war. Von Agnes Günther. Stuttgart, Steinkopf. 26. Auflage: 88 S. 1 M.

Ueber 100 000 Exemplare dieses Büchleins durften wir in die Welt hinausgehen lassen, als im Verlag der Christlichen Welt der Sonderdruck erschienen war. Wie vielen Soldaten, wie vielen Müttern ist es während des Krieges ein Trost in schwerster Not gewesen. Nun geht es in neuem Gewand hinaus; möchte es noch Vielen eine Stärkung in den Dunkelheiten unsers Lebens sein.
Dora Rade

Johann Christofs Jugend. — Johann Christof in Paris. Von Romain Rolland. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. Sonderausgabe. Ungekürzt 794 und 568 S. Geb. 3.75 M.

Der dritte Band, **Johann Christof am Ziel,** 638 S., wird noch in diesem Jahr zum gleichen Preis erscheinen.

Es ist sicher ein Verdienst des Verlags, das merkwürdige Werk des großen französischen Schriftstellers durch diese billige Ausgabe weiten Kreisen zugänglich zu machen. „Merkwürdig" dieses Werk, weil es doch schon vor dem Krieg eine kühne Sache war, daß ein Franzose sich zu einem Jugend- und Erziehungsroman größten Stils einen Deutschen zum Helden wählte, deutsche Art und deutsches Leben darzustellen unternahm. Die Christliche Welt hat 1915, Nr. 6, eine eingehende Würdigung des Werkes gebracht; 1917, Nr. 39, eine feine Charakteristik Romain Rollands. Heute wird diese billige Neu-Ausgabe wertvoll alle die Bestrebungen der Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland unterstützen. Deutsche Verhältnisse, von einem Franzosen aus gesehen, mag dieser Blick auch oft das Wesentliche nicht erfassen, doch mit dem genialen Willen, sich hineinzufühlen — und Einführen in Sitte und Art des eigenen Landes, das sind wertvolle Voraussetzungen für Verstehen und Verständigung. Rolland ein Friedensprediger als echter Franzose, aber mit einem leidenschaftlichen, allumfassenden Gerechtigkeitsgefühl auch für fremde andere Art. Dora Rade

Der brennende Baum. Von Gustav Frenssen. Berlin, G. Grote 1931. 153 S. 4.50 M.

Dieses neue Buch von Gustav Frenssen, eine kleine Erzählung von nur 153 Seiten, ist dichterisch und künstlerisch so außerordentlich beachtenswert, daß man glauben möchte, Frenssen hätte mit dieser Dichtung sein bisher Bestes gegeben. Wenn man daneben bedenkt, daß Frenssen im 68. Lebensjahre steht, so ist man zum andern Male überrascht ob der Lebendigkeit, der Frische seiner Erzählungskunst, die hier bis zur Meisterschaft gediehen ist. Frenssen hat uns so manches Werk geschenkt, das uns beglückte und innerlich bewegte; diese Dichtung aber will mir als eine der schönsten erscheinen, die Frenssen, ja überhaupt ein Dichter unserer Zeit uns vorgelegt hat.

Bemerkenswert ist weiter, daß der Dichter zum ersten Male die historische Erzählungsform wählt. Den grausam-düsteren Hintergrund bildet der 30jährige Krieg. Erzählt wird die Geschichte zweier Brüder: der eine ein Landsknecht mit wildem, heißen Blut, der unruhig und abenteuernd seine von Glück und Liebe begleiteten Wege zieht, bis er krank und zermartert wieder in die Stille seiner Lüneburger Heide kommt; der andere ist Pastor und Menschenfreund (er erzählt diese Geschichte) und bleibt daheim, während draußen der Krieg wütet und auch Spuren in das Dorf trägt. Hier spielt sich die Tragödie eines heißen Herzens ab, die erschütternd und wuchtig ist. Zwischen Beiden steht die Frau, Meike. Und um diese drei Menschen herum baut der Dichter seine großartige Erzählung, die an dramatischer Spannung, an aufregenden Schilderungen wahrhaftig nicht arm ist. Und doch ist diese Spannung nicht gewollt vom Dichter; ihm geht es um die ewig-menschlichen Dinge, die ihn immer und zu allen Zeiten so tief anrühren.

Dies Buch, geschmückt mit schönen Zeichnungen von Weber, wird gerade für unsere verworrene Zeit, die so arm ist an wesentlichen Büchern, Bedeutung und Gültigkeit haben und dem Leser für Stunden jene Ruhe übermitteln, die aus allen Büchern dieses Dichters von jeher auf uns übergegangen ist. Hanns Arens

Jürgen Ried oder Die große Klufft. Von Erich Ebermeyer. Wien-Leipzig-Berlin 1931, Zsolnay-Verlag. 279 S. 7.50 M.

Ebermeyers Romane sind die erfreulichste Lektüre, die mir in letzter Zeit in die Finger gekommen ist. Selten begegnet ein Autor der „jungen Generation", der diese junge Generation so kennt, ihr zugehört, und wirklich so ihre Sprache spricht, daß er legitim über sie schreiben darf und nicht nur „Literatur macht". Hinzu kommt, daß Ebermeyer — wie ganz Wenige — junge Menschen und ihre Schicksale in Lieb und Leid gestalten kann, so daß man nach der Lektüre diesen so leib- und bluthaft lebendigen Gestalten meint auf der Straße begegnen zu können.

Dieser neue Roman hat einen anderen Vorwurf als sein Vorgänger „Kampf um Odilienberg", in dem der Dichter sich selber übertroffen hat; aber von ihm geht die gleiche bestrickende erotische Atmosphäre aus, die bei Ebermeyer die Beziehungen von Männern und Jünglingen durchwirkt. Der vorliegende — offensichtlich in Heidelberg spielende — Roman will das Spannungsverhältnis zwischen Kriegs- und Nachkriegsgeneration in der Begegnung von zwei repräsentativen Gestalten zum Ausdruck bringen. — Das ist nun nicht ganz gelungen. Jürgen Ried, der frische, gesunde Junge im ersten Semester, unproblematisch, aber seelisch leicht aufwühlbar trotz aller Verhaltenheit, ist in seiner schlichten natürlichen Art gut gesehen und ein guter Repräsentant seiner Generation. Aber Tom Forster, ein Gegenstück des Remarqueschen Frontsoldaten, der den Kugeln des Kriegs entkam, aber innerlich zerstört worden ist, vermag als repräsentative Gestalt nicht zu überzeugen, sondern repräsentiert im Grunde nur das Privatschicksal eines zerrütteten Neurasthenikers. Daß darum die Romanschilderung keine objektive Gültigkeit für die Gestaltung des Generationsproblems zu erbringen vermag, wird aber nicht zu einem ernsthaften Einwand gegen den Roman selbst. Die Gestaltung dieser beiden Menschenschicksale, ihr Umeinanderwerben und ihr Ringen mit sich selber — dazu der in den Bann zwingende Stimmungshintergrund aller Begegnungen und Geschehnisse — übt einen bezaubernden und zumal in der Tragik des Ausgangs stark packenden Eindruck aus. So möchte man in aufrichtiger Dankbarkeit für so viel liebenswürdige Erzählungskunst auch diesem Buche Ebermeyers viele Freunde wünschen. Hans Joachim Schoeps

Amance. Die Geschichte eines jungen Mädchens. Von Peter Supf. Illustriert von Hans Meid. Jena, Eugen Diederichs. 192 S. 4.80 M.

Die Unberührtheit und Unberührbarkeit dieses anmutigen, liebreichen Wesens, das am Luganer See eine glückliche Kindheit in Reichtum und Schönheit erlebt, das den einfachen Jungen aus dem

Volke liebt, ihn aber, selbst in Armut geraten, der Schwester überlassen muß, das den im Kriege vermißten und in seltsame Affären verwickelten Vater sucht, selbst Geliebte eines reichen Mannes wird und sinnenhafte Freuden in den Urtiefen des eigenen Wesens anders erklingen läßt, das in den Inferno-Winkeln des modernen Paris Trösterin und Helferin wird, indem es zugleich in den Bettlergestalten nicht nur glückliche, sondern auch große Menschen findet — und das, immer sich opfernd, zuletzt den Frieden seiner Bestimmung finden darf, in dessen Leben es kein Irren geben kann, weil alles Notwendigkeit ist, Bedingtheit von Innen her, aus dem dunklen Drange, den unregistrierbaren Instinkten des Lebens: Dies alles ist wohl einfach und sehr gut erzählt, aber in diesem allen und darunter ist es das Unmittelbare schlechthin, das hier wirksam ist, das Unmittelbare des Tuns und Leidens. Und eben darin sehe ich das Buch so bedeutsam in unserer Zeit. Es ist ganz modern in seiner Grundlage, indem es nicht aus der Konvention gestaltet ist und dieser Mensch Amance nicht nach den Gesetzen der Konvention, sondern denen der Freiheit in der letzten Verantwortung religiösen Menschentums gut und also um so mehr und tiefer sittlich ist.

Erich Bockemühl

Das Mädchen von Zakatlan. Von Otto Gmelin. Jena, Eugen Diederichs 1931. 206 S. 2.50, geb. 4.20 M.

Otto Gmelin zeigt sich seinem Leserkreis hier von einer neuen Seite. Halb Roman, halb Novelle, handelt vorliegende Erzählung von der seltsamen und höchst ungewöhnlichen Liebe eines deutschen Forschers zu einem mexikanischen Naturkind aus der Einsamkeit von Urwald und Gebirge. Gmelin ist ein wundervolles Kunstwerk gelungen, an dem gleicherweise Erfahrung und Reife, Sinn für unverfälschte Natur wie gewachsene Kultur, Sprachkunst und Gestaltungskraft gearbeitet haben. Wie die Spannungsbezogenheit von Mädchen und Mann, Natur und Kultur, Leib und Seele, Exotischem und Europäischem aufgefaßt, mit welcher Delikatesse und Zurückhaltung die verzehrende Liebe des Paares dargestellt und bis zum unvermeidlichen Ende durchgeführt ist, verlangt unsere Bewunderung und stärkste Teilnahme.

Hans Schimmelpfeng

Kirchgemeinde Sonnenhof. Geschichten um einen Altar. Von Karl Josef Friedrich. Leipzig, Gustav Schloeßmann 1931. 184 S. 4 M.

Hier erzählt ein Pfarrer aus seinem Amtserleben im erzgebirgischen Dorf heraus Kleines und Großes, schlicht und eindrücklich. Mit einem Herzen voll Liebe zu den Menschen, den Kleinen, den Elenden, mit einer tiefen Erfülltheit von der Kraft und Schöne der Gottes- und Jesusliebe lebt er mitten im alltäglichen Leben, helfend, tröstend, belehrend, ein Menschenbruder allen, mit denen er in Berührung kommt. Alles wird ihm zum Sinnbild und Zeichen des Göttlichen. Eine naive innere Sicherheit zeigt ihm auch in ungewöhnlichen Momenten den richtigen Weg. Ergreifend, wie er dem von Grauen erfüllten Mädchen das Zimmer „weiht", in dem die Schwester sich erhängt hat, und der Einsamen durch eine Aufgabe den Mut zum Weiterleben gibt. Es ist ihm alles so selbstverständlich! Und weil uns heutigen Menschen im Ganzen diese Unmittelbarkeit fehlt, macht sie in diesen schlichten Erzählungen um so größeren Eindruck.

Dora Rade

Katharine Kepler. Erzählung von Sophie Evenius. Oranien-Verlag Herborn. 132 S. 2.50, geb. 3.20 M.

Ein ergreifendes Bild von dem leidvollen Leben der Mutter des großen Astronomen Johann Kepler. Die herbe stolze Frau, von ihrem abenteuerlustigen Mann verlassen, lebt rechtschaffen und fromm ihren Kindern, ihrer Wirtschaft, hilft, wo sie kann durch ihre Vertrautheit mit den Heilkräften der Natur. Durch Mißgunst und Neid kommt sie in jenen Zeiten dunklen Aberglaubens in den Ruf der Zauberei, wird angeklagt und zur Folter verurteilt. Mut und Liebe ihrer Kinder Margarete und Johann, der damals in Linz Professor der Mathematik war, retten im letzten Augenblick die schwer gefährdete Mutter. — Ein gut erzähltes Charakterbild von Zeit und Menschen.

Dora Rade

Wir pflügen. Schicksal und Glaube deutscher Erde. Roman von Paul Steinmüller. Berlin, Warneck. 310 S. 4.50, geb. 5.50 M.

Paul Steinmüller hat uns immer etwas zu sagen. Hier führt er in die Welt des Landwirts ein, in die Nöte und Bedingtheiten, die die tiefe Verbundenheit mit der lebendigen Erde mit sich bringt. Sie formt die Menschen, daß sie anders werden und anders werden müssen als wir Städter. Feine, ernste Gestalten stehen vor uns auf und lehren uns ein tieferes Verstehen unserer Brüder und Schwestern auf dem Lande. Es sollen viele Städter dieses feine, gehaltvolle Buch lesen. — Gestört hat mich während des Lesens die unmotivierte Unterbrechung des epischen Verlaufs durch Einschiebung überraschender Ich-Abschnitte.

Dora Rade

Jugend zwischen den Zeiten. Roman von Horst Herta van Delden. Berlin und Leipzig, Behr-Feddersen. 250 S. 4, geb. 5.50 M.

Sehr eindrucksvoll werden uns hier die Nöte und Wirrnisse der Nachkriegs-Generation nahe gebracht. Losgelöst von allem Gewesenen, ohne Boden unter den Füßen, suchen diese jungen — und auch alten — Menschen ihren Weg. Kämpfen, siegen oder unterliegen, je nach ihrem Wert und ihrem Schicksal. Ein ernstes Buch, das besonders uns Frauen viel zu sagen hat und uns gewiß mithilft, die junge Generation besser zu verstehen. Daran braucht uns ja Kritik an Einzelnem nicht zu hindern.

Dora Rade

Die Michaelskinder. Roman. Von Martin Beheim-Schwarzbach. Leipzig, Insel-Verlag 1930. 342 S. Geb. 7.50 M.

Die Geschichte einer Kinderwallfahrt aus der Zeitenwende um das Jahr 1500. Visionen, Engel, Teufel, Heilige und Narren, Bürger, Bauern, Kriegsleute und Räuber ranken sich um das wirklich ergreifende Geschehen. Wir erleben es mit und werden nicht losgelassen. Elke, ein Mädchen, um das geschart die Kleinen zur Michaelsburg aufbrechen, gehört zu jenen Frauengestalten, die an der Schwelle von Kindheit und Weibtum stehend, unsere ganze Liebe gewinnen. Und so sehr die Fabel und das Erlebnis der Kinderschar wurzeln in der ahnungsschweren Zeit des sterbenden Mittelalters, so gegenwärtig stehen die Kinder auf ihrem Pilgerzug zum Erzengel Michael vor uns, und wir fühlen, daß der Dichter uns hineinführt in die Geheimnisse und Offenbarungen der Kindesseele, die immer auf der Wallfahrt ist zu einer Engelburg, fühlen vor allem auch Not und Sehnsucht des Kindes von heute.

Karl Weinhold

Job Sveinungsson. Eine Erzählung aus Norwegen. Von Ingeborg Möller. Neumünster, Christophorus-Verlag 1930. 286 S. 6 M.

Die vertraute Welt des norwegischen Bauerntums. Schlicht und knapp wird das Lebensschicksal eines frommen Lehrers erzählt. Getragen von der Welle einer Erweckungsbewegung wird er zum geistlichen Mittelpunkt einer Dorfgemeinschaft. In guten und bösen Tagen dient er ihr, immer treu und stark. Mit den großen Erzählern des Nordens kann und will sich auch wohl die Verfasserin nicht messen. Aber wir lesen und empfehlen sie mit diesem Buche gern.

Karl Weinhold

Die Brücke. Erzählungen. Von Rika von Gaudecker. Stuttgart, J. F. Steinkopf 1930. 104 S. 2.50 M.

Drei Erzählungen von Frauenliebe, Frauenglück und Frauenleid. Verhalten und zart, aber doch voll flutenden, inwendigen Lebens und von großer dichterischer Schönheit.

Karl Weinhold

An unserer Seite geht Erinnerung . . . Ein Familienbilderbuch aus zwei Jahrhunderten von E. Escherich. 8 Bilder. Berlin, Martin Warneck 1909, 212 S. 7.80 M.

Ein höchst interessantes und fesselndes Buch, das besonders für Frauen außerordentlich reizvoll sein wird. Durch die lebendige und warme Art der Schilderung, die die Tagebuchblätter einzelner Familienmitglieder selber sprechen läßt, werden die Männer und Frauen Escherich und Paur, aber auch ihre Freunde und Bekannten lebendig und geben Zeugnis von der damaligen Art zu leben und zu denken.

Amelie Kaufmann

Praxedis. Ein Roman aus dem Bereiche des Großen Venedigers. Von Franz Wolfram Scherer. Hildesheim, Fr. Borgmeyer, 1931. 139 S. Geb. 4 M.

Der Untertitel Roman führt irre. Es ist eine liebliche, aber etwas sentimentale Minneerzählung aus dem Salzburger Land im Mittelalter, nicht ohne dichterische Feinheiten. Leider gleitet die Sprache mitunter ins Lehrhafte und ins Zeitungsdeutsch, wie es nicht sein soll. Es hat die Vorzüge und Fehler katholischer Erzählungsliteratur, eignet sich aber bei der hübschen Ausstattung bei weniger modernen Menschen zur Geschenkgabe.

Albert Mühlmeister

Christfonne. Weihnachtsgeschichten von Paul Jaeger. Heilbronn, Salzer. 128 S. 1.20 M.

Zwei der Geschichten kennen die Leser der Christlichen Welt aus den Weihnachtsnummern der beiden letzten Jahre. Die gemütvollen Erzählungen, humorvoll und immer in die Tiefe religiösen Erlebens führend, eignen sich gut zum Vorlesen in der Weihnachtszeit.

Dora Rade

Die Herzblüte und andere Weihnachtsgeschichten von Anna Schieber. Heilbronn, Salzer. 112 S. 2.70 M.

Liebe Weihnachtsgeschichten mit einem tiefen warmen Klang aus der Welt, die unsre Seele sucht.

Dora Rade

Die Märchen deutscher Dichter. Herausgegeben von Paul Zaunert. (1) Goethe. Tieck, Fouqué Chamisso. (2) Brentano. (3 und 4) E. Th. A. Hoffmann. (5) Keller, Mörike, Storm. Jena, Eugen Diedrichs. Jeder Band 2.80 M.

Unter Berücksichtigung der Tatsache, daß die Märchen aus dem dunkleren, geheimnisvollen Wesen des Menschen geworden sind, daß sie ferner bei den wohrhaften Dichtern nicht weniger Zusammenhang mit der Seele des Volkes haben als die Volksmärchen, und bei der Erkenntnis, daß letztlich alles Leben der Kultur und Zivilisation in den Verhältnissen des Religiösen, also des Seelisch-Geistigen, beruht und daß eben auch diese religiösen Verhältnisse die Elemente der Märchen sind, seien sie besonders empfohlen. Empfohlen für unsere Zeit der Wirrnis und Zersplitterung, unserer rational allzustark bedingten Zeit, der die Besinnung und innerste Erneuerung nottut. Und es wäre dann nur noch die gute Auswahl und Ausstattung zu loben und damit dem Verlag in mehrfacher Hinsicht zu danken, daß er diese fünf Bände, die zugleich eine Zierde des Bücherschrankes sein können, gerade jetzt herausbringt.

Erich Bockemühl

Die goldene Kugel. Märchen und Erzählungen. Von Tamara Ramsay. Mit 60 Federzeichnungen von der Verfasserin. Stuttgart, F. A. Perthes 1931. 185 S. Geb. 5.50 M.

Allein die erste Geschichte von dem höherstrebenden wilden Wein inmitten der großstädtischen Oede entscheidet über das ganze Buch. Diese naturschöne Zartheit der Darstellung, die feine psychologische Beobachtung, die das Geschehen so menschlich nahe bringt, die Wahrheit der wirklichen Verhältnisse . . . also sagen wir einfach: das Dichterische gibt allen diesen Gestaltungen den seltenen Wert. Und ob es sich um das kleine Leben der Mäuse im Kornfeld handelt, um den Krieg der Blumen oder um die sozialen Erlebnisse in der Geschichte vom reichen und armen Peter, ob es sich handelt um Frühling oder Winter, um Königsschlösser oder Armenhütten, um Leid und Not, Trauer, Bosheit, Liebe, Güte, immer und überall ist jene Spannung, die nicht durch die Ereignisse, sondern durch die Spiegelung der Ereignisse, durch das Erleben, durch die wahre künstlerische Darstellung der Dichterin gegeben ist. Dieses Buches werden sich nicht die Kinder nur freuen. Alle, die einmal wieder zu Grimms oder auch zu Goethes und Brentanos Märchen greifen, werden dieses Buch gern und mit tiefer Freude und zu ihrem eigensten tiefen Frieden lesen. Erich Bockemühl

Märchenwunderwelt. Neue Märchen. Von Wilhelm Fronemann. Reutlingen, Enßlin & Laiblin 1931. 112 S. 2 M.

Märchen sind Träume — nicht nur des Dichters, sondern Träume jedes Menschen, nur, daß der Dichter es vermag, diese Träume aus dem unbewußten Erleben zu erhellen, sie festzuhalten in der Wirklichkeit. Deshalb wird das echte, wahre Märchen immer wieder volkstümlich sein. Und in dieser Tatsächlichkeit rechtfertigt sich der gelungene Versuch Wilhelm Fronemanns, der Jugend von heute Märchen von heute zu bieten, in denen es gar kein Kriterium ist, daß in ihnen im Gegensatz zu denen aus Grimms Zeiten Autos und Zeppeline fahren — weil es sich im Grundkern immer um die alten Probleme der Lieb und Treu, des wahren und falschen Glücks, der erfüllten und enttäuschten Hoffnung handelt.

Märchen von Blunck, Bartsch von Sigsfeld, Gertrud Busch, Bockemühl, L. Finckh, H. Florin, Kiesgen, Prestel, Rothmund, Röttger, Seidenfaden, also von Bekannten und Unbekannten . . . Märchen immer, die ihre Probe darin bestehen werden, daß sie Großen und Kleinen gleicherweise gefallen.

Erich Bockemühl

Hans Urian oder die Geschichte einer Weltreise. Von Lisa Tetzner. Mit 28 Kreidezeichnungen von Bruno Fuck. Stuttgart, D. Gundert 1931. 158 S. 2.80 M.

Die geachtete und geliebte Märchenerzählerin gibt uns hier ein Kinderbuch ganz besonderer Art und ganz besonderen Wertes. Mit dem Hasen Trillewipp durchfliegt Hans Urian die ganze Welt; er will für seine kranke Mutter Brot suchen, das er weder beim Bäcker noch beim Bauer bekommen kann. Auf der Reise über den Ozean muß auf einem Schiff notgelandet werden. Aus tausend Gefahren in Grönland, Amerika, Afrika, China und Rußland, von wo er endlich in die Arme der Mutter zurückkehrt, werden die beiden Abenteurer immer wieder gerettet. Aber was Hans Urian und mit ihm der junge Leser seiner Schicksale erlebt, ist die soziale Not, sind die allgemein sozialen menschlichen Verhältnisse. Der Erwachsene verspürt das gute Herz der Dichterin, aus dem (und nicht aus klügelndem Verstand) das ganze Buch geworden ist, das in seiner echten, einfachen Sprache, seiner plastischen Gestaltung, seiner phantastisch-märchenhaften Handlung, seiner spannenden Bewegtheit und nicht zuletzt auf Grund der Tatsache, daß das Geschehen sich immer in Bezirken und Ländern ereignet, die die Kinder ganz besonders interessieren, eine der besten Jugendschriften ist, die wir seit Jahren erhalten haben. Der Verfasserin sei im Namen aller deutschen Kinder herzlich für dieses im Tiefsten urgesunde köstliche Buch gedankt. Erich Bockemühl

Jugendbücher

Wirkliche Jugend ist in diesen drei neuen Büchern des Verlages H. Schaffstein gestaltet: Abenteurertum, frische, echte gesunde Naturhaftigkeit, Selbstbehauptung gegen alle möglichen störenden Einflüsse, aber auch die unvermeidliche Prahlerei, Kampf- und Raufluft, die übertreibende Phantasie, die man von mancher Seite her ausrotten möchte und die doch eben zur Jugend, zum Leben eines Jungen gehören wie Essen und Trinken, weil sie Notwendigkeiten seiner Entwicklung bedeuten. Da ist Jonas, der für Drei sorgt, für die Mutter, den alten Großvater, den er in seinem Streben wieder jung macht, für den Ferienjungen Haakon und schließlich auch noch für den schiffbrüchigen Hund: der Junge, dem die alte Fischmaren mehr als einen Zehnkronenschein für die gefangenen Aale gibt und der durch den Makrelenfang und mit dem Netz, das er sich erworben, den Schmalhans ein für allemal zum Hause herausgejagt hat. In diesem Buch „Jonas sorgt für Drei" hat Gabriel Scott den 12—14-Jährigen ein kostbares Geschenk gemacht. In norwegischer See- und Küstenlandschaft finden sie sich selber, ihr Wesen, ihre eigenen Freuden und Leiden, ihre sehnsüchtigen Wünsche unter anderen Lebensbedingungen, die sie besonders reizen, wieder. Und nicht minder, vielleicht noch mehr werden sie das Buch Torry Gredstedt's „Paw der Indianerjunge" lieben, diese Geschichte von dem im Urwald geborenen Kinde, das nach viel Schicksalen schließlich durch einen Zufall oder eine glückliche Fügung in sein Heimatland des freien Lebens zurückkehrt. Den dänischen Pflegeeltern entflieht er in den Wald. Bei einem Wilderer fühlt er sich wohl, bis man ihn in den Zwang einer Erziehungsanstalt sperrt, aus der er dreimal und endlich mit Erfolg entläuft und in der Einsamkeit der Wildnis ein robinsonsches Abenteuererleben führt, bis ihn der alte Schiffer, der ihn einst herübergebracht, wieder in die Heimat besorgt. Wirkliche Jugend, aber auch wirkliche, lebendige Natur . . . und der Verfasser kennt die Bedürfnisse wie auch die inneren Lebensverhältnisse der 12—16-Jährigen, für die das Buch besonders geeignet erscheint. — Aber auch von Käthe Miethe's „So ist Lieselotte" ist die psychologische Einstellung, die Gestaltung der zarteren und verborgenen Elemente des Mädchenlebens zu loben. Oberprima und Elternhaus, Brüder, Mutter und vor allem das kleinste Brüderchen verlangen gleicherweise Kräfte und Interessen des heranwachsenden und in den Verhältnissen über das Denken der Schule hinaus zum Lebensdenken und -handeln reifenden jungen Mädchens, das gesund, frisch, verwurzelt im Boden der Wirklichkeit des wirtschaftlichen wie geistigen Lebens eine typische Vertreterin unserer heutigen Jugend ist, die durch solch ein Buch von mancherlei Idolen der amerikanisch propagierten Kameradschaftsehe geheilt werden kann.

Bücher für das Zwischenalter . . . alle drei von Knaben und Mädchen und (wie wir uns gestehen wollen) von uns selber gern gelesen. Durch diese spezielle Lösung einer schwierigen Aufgabe kommt der Verlag einem bedeutenden Bedürfnis entgegen . . . der Verlag, der durch seine grünen und blauen Bändchen, deren neue billige Ganzleinenausgabe (85 Pf.), eine recht brauchbare Geschenkausgabe, besonders erwähnt sei, bekannt und geschätzt ist. Erich Bockemühl

Eine Stimme rief. Erzählungen von Magda Trott. Berlin W. 10, Verlag des Evangelischen Bundes. 100 S. Geb. 1.50 M.

9 Kurzgeschichten, zum Vorlesen geeignet, auch zum Verteilen an die Jugend. Weihnachtsbescherung! Oskar Goehling

Zum Verteilen und Verschenken sehr geeignete kleine Büchlein bringt der Acker-Verlag, Berlin:

Führer und Freunde. Eine neue Sammlung Lebensbilder für unsre Zeit. Herausgeber Helene Christaller, D. Schöttler u. A. Jedes Bändchen 48 S. 60 Pf., in Partien billiger. Bisher erschienen: **Albert Schweitzer** von H. Christaller; **7 Tage aus dem Leben der Mathilda Wrede** von Berneck und Lagerlöf; **Emil Frommel** von Schöttler; **Peter Rosegger** von Rhine.

Im gleichen Verlag in gleicher Ausstattung und gleichem Preis **Weihnachtslicht in dunkler Zeit.** Geschichten aus Zeit und Leben mit Bildern von Johanna Beckmann und Rudolf Schäfer. DR

Kinder- und Bilderbücher

Zwei Freunde und andere Geschichten. Von Else Mödel. Mit sieben farbigen Bildern von Marianne Schneegans. Stuttgart, Thienemann. 64 S. 85 Pf.

Gute, feine Geschichten der geschätzten Jugenderzählerin. Für Knaben und Mädchen von 8—12 Jahren.

Der treue Teddy. Von Beatrice Braun-Fock. Mainz, Scholz. 3.50 M. **Bei Tante Gruh.** Ein luftig Buch vom Kindergarten der Tiere vom C. O. Petersen. Ebenda. 2.85 M.

Zwei schöne, bunte, spannende Bilderbücher für Kinder von 3 bis 5 Jahren. DR

Winterſonnwende. Weihnachten im deutschen Lied. Herausgegeben von Paul Sturm. Bilder von Hans Thoma. Sätze von Walter Hensel, Fritz Jöde, Paul Kickstat, Hermann Poppen, Walter Rein, Hermann Stephani, Paul Sturm. Karlsruhe, Franz Tafel 1931. 165 S. 3.50 M.

Ein herrlicher Schatz alter und neuer Weihnachts- (und Neujahrs-)lieder. Die Namen der Mitarbeiter bürgen dafür, daß hier in Auswahl, Text und Satz edelstes Gut geboten wird. Dazu feinster Bildschmuck. Wo immer in unserm Volk mehrstimmiger geistlicher Gesang gepflegt wird, soll man sich dies feine Büchlein nicht entgehen lassen. Auch für die Dreikönigs-Zeit hat es seinen Wert.

Martin Eger

Wöchentliche Chronik

Der Fraktionsausschuß der Internationalen Verkehrskonferenz in Genf hat die Kalenderreform vertagt und den Kirchen vorgeschlagen, den Ostertag auf den Sonntag nach dem zweiten Sonnabend im April anzusetzen; die Vorschläge bedürfen noch der Zustimmung der Vollkonferenz. Rb 251

Von 15 Pädagogischen Akademien werden in Preußen 5 für das kommende Rechnungsjahr geschlossen: Altona, Erfurt, Kassel, Kottbus, Stettin.

Der Verfassungsausschuß des Preußischen Landtages und die Preußische Regierung haben sich für den Totensonntag als Volkstrauertag für die Gefallenen ausgesprochen.

Reichsminister Treviranus stellt in Aussicht, daß durch staatliche Maßnahmen zur Hebung des Fremdenverkehrs in Bädern der allergrößten Kategorien Glücksspiele für die Fremden veranstaltet werden. VZ 504

„Freunde des reformierten Bekenntnisses in Groß-Berlin", in dem es keine reformierte Gemeinde gibt, versammeln sich mo-

natlich in der Sakristei des französischen Doms in Berlin, Eingang Jägerstraße.

Die Kirchengemeinde Buckow hat die Stadt Berlin verklagt, weil diese sich weigert, das Gehalt für einen Hilfsprediger zu tragen, der die Seelsorge am Krankenhaus Buckow ausübt, zu dem Neukölln nach Vertrag von 1919 $^3/_8$ beizutragen hat. Rb 253

Am 11. November erklärten sich 2000 Studenten aus Halle, Leipzig und Jena auf dem Marktplatz in Jena gegen Professor Dehn. Die Theologenschaft in Halle verhält sich in dem Streit um die Berufung von Professor Dehn neutral, bat aber in einem Brief an die Fakultät um Errichtung einer zweiten Professur für praktische Theologie an der Hochschule. Nach der vorläufigen Antwort des Rektors trifft dieses Anliegen mit einem schon früher geäußerten Wunsche der Fakultät zusammen. Eine Versammlung von 200 Theologiestudierenden in Halle erhob einen Protest gegen die Herabsetzung Dehns als „sehr fragwürdigen Charakter" durch die Studentenschaft und den Hochschulring deutscher Art. In einem Schreiben der Studentenschaft vom 5. November an den Rektor heißt es: „Seit einem Semester hat die Studentenschaft versucht, Rektor, Senat und Professorenschaft davon zu überzeugen, daß sie nie und nimmer einen Mann als Professor anerkennen können, der in pazifistisch-marxistischen Ideologien die heiligsten Güter der Studentenschaft beleidigt." Die Dozenten haben sich einstimmig für Rektor und Dekan erklärt. Auf ein versöhnliches Schreiben von Rektor und Senat erklärte die „Studentenschaft", daß der Rektor und Prof. Dehn für sie untragbar seien, sie weiterhin an den Veranstaltungen der Universität nicht teilnehmen und nicht chargieren würden. Der Nationalsozialistische Studentenbund Halle ist beim Beginn des Dehnkonflikts wegen eines Flugblattes gegen Dehn bis zum Jahre 1932 verboten worden. Der Jungevangelische Kreis Sachsen-Anhalt hat den preußischen Oberkirchenrat und die Konsistorien von Brandenburg und Sachsen aufgefordert, Dehn zu schützen.

Eine Katholisch-soziale Nationalpartei Deutschlands (Führer Dr. Kunze) versendet einen Aufruf an alle nicht parteigebundenen Katholiken Deutschlands. Sie will kämpfen für soziale Gerechtigkeit, nationale Selbständigkeit und christusdurchtränkte Kultur. Die völkische Aufbauarbeit soll in Verständigung und gemeinsamer brüderlich-nationaler Front mit den evangelischgläubigen Volksgenossen geschehen.

Der Verfasser des, weil von einem Protestanten geschrieben, vielbeachteten Werkes über Therese Neumann, Dr. Gerlich in München, ist zur katholischen Kirche übergetreten.

Das Reichsgericht hat die Einziehung und Unbrauchbarmachung des Bildes „Christus mit der Gasmaske am Kreuz" von George Groß wegen objektiver Gotteslästerung angeordnet, die Berufung gegen die Freisprechung des Künstlers aber verworfen, weil ihm die Absicht der Gotteslästerung nicht nachgewiesen werden könnte.

Die Liebesgaben des Lutherischen Gotteskastens sollen künftig den Namen „Martin Luther-Gabe" tragen; über Aenderung des Namens des Hilfswerks in „Martin Luther-Bund" soll im nächsten Jahre beraten werden.

Der allgemeine Rabbinerverband in Deutschland hat die soziale Ausbildung der Rabbiner als notwendig anerkannt; an den theologischen Lehranstalten sollen Lehrstühle für diese praktischen Aufgaben errichtet werden.

Der Schleswigholsteinische Landeskirchenrat gab ein plattdeutsches „Gesangbook for de evangeelsch-lutheersch Landeskirch vun Sleswig-holsteen" mit 105 Liedern und zwei Ordnungen für plattdeutsche Gottesdienste heraus.

Die Schleswig-holsteinische Kirchenleitung untersagt in einem Erlaß über die politische Betätigung der Pastoren die Veranstaltung besonderer Gottesdienste für politische oder parteipolitisch geschlossene Kreise in der Kirche, die Weihe von Fahnen für nichtkirchliche Vereine, das Tragen von Abzeichen politischer Verbände in der Oeffentlichkeit und Teilnahme an deren Umzügen.

Das Sächsische Landeskonsistorium hat eine kirchliche Notverordnung mit strengen Sparmaßnahmen erlassen.

Der Thüringer Landeskirchenrat verfügte, daß die Kandidaten erst zwei Jahre als Hilfspfarrer dienen müssen, ehe sie als Pfarrer gewählt oder berufen werden dürfen.

In Frankfurt a. M. ist im Einvernehmen mit der Schulbehörde der Konfirmandenunterricht auf 1½ Jahre (im ersten Jahr nur eine Wochenstunde) verlängert worden.

Die Württembergischen evangelischen Arbeitervereine haben den Oberkirchenrat gebeten, einen Sonntag zu bestimmen, in dem in allen Kirchen des Landes im Vormittagsgottesdienst in einer kirchlichen Kundgebung und im Kirchengebet des Weltfriedens als eines dringenden Anliegens unsers Volkes und der ganzen Christenheit gedacht werden soll. Württ ArbZ 21

159 Pfarrer, Evangelisten, Missionare und Religionslehrer der Niederländischen Vereinigung „Kirche und Friede" haben eine Resolution unterzeichnet, nach der die Pfarrer dieser Vereinigung sich verpflichten, bei Kriegsgefahr oder Mobilisation stark gegen den Krieg zu wirken und dem Kriege in jeder Form, als im Widerstreit gegen das Evangelium, ihre Beteiligung zu versagen.

Als die Isle-de-France mit dem Ministerpräsidenten Laval den Hafen von Le Havre verließ, wurden in den Kirchen beider Konfessionen die Glocken geläutet.

Die autonome theologische Fakultät in Genf hat 39 Studierende. Zum Professor für NT ist der französische Pfarrer Franz Leenhardt ernannt worden.

Evangile et Liberté 1931 Nr. 44 berichtet von der Weltbundtagung in Cambridge: „Es ist darauf hinzuweisen, daß Principal Garvie bei der Weltbundtagung in Cambridge einige unglückliche Worte in bezug auf Frankreich gebraucht hat, indem er sagte, Frankreichs Ehre erfordere es, daß es die Versprechungen halte, die es im Vertrage von Versailles hinsichtlich der Entwaffnung gegeben habe. Principal Garvie hat sich später bei der französischen Delegation entschuldigt."

Der Papst hat an den Jesuitengeneral Ledochowski einen Brief mit Beglückwünschung der Jesuiten zu ihrer Verfolgung in Spanien geschrieben, in dem er das Wort Bismarcks zitiert, daß eine Macht, der viele Millionen Staatsbürger gehorchen, nicht als außerhalb des Staates liegende Macht angesehen werden könne.

Vom 20. bis 24. Oktober fand in Oslo ein wissenschaftlicher Kursus für Pfarrer und Theologen statt, an dem 120 Pfarrer und Religionslehrer aus ganz Norwegen teilnahmen. Außer einheimischen Theologen (Mowinckel, Berggrav u. A.) sprachen der schwedische Professor Bohlin und der Däne Nörregaard; auch D. Johannes Müller war zu einem Vortrage aufgefordert: „Welche Konsequenzen ergeben sich aus der gegenwärtigen Weltkrisis für unsere Verkündigung?"

Von den 150 Abgeordneten des neugewählten norwegischen Reichstages sind rund 50 abstinent.

Der Verband der deutschen Gastwirte in der Tschechoslowakei stellt in seinen Gastwirtschaften und Kaffeehäusern mit Rücksicht auf die Jugendgruppen künftig einen Raum für Nichtraucher zur Verfügung.

Unter Leitung von Universitätsprofessor Zielinski ist in Warschau ein Verein für Einführung der lateinischen Sprache als internationaler Sprache begründet worden.

In dem Gesetzentwurf der polnischen Regierung über die Neuordnung des Eherechtes wird für den größten Teil des Landes zum ersten Male die bürgerliche Eheschließung neben der kirchlichen ermöglicht und die Ehescheidung grundsätzlich zugelassen. VZ 520

Der Bischof der Nationalkatholischen Kirche in Polen Faron ist seines Amts als Bischof und Pfarrer enthoben und an seine Stelle der amerikanische Bischof Grochowski ernannt. Zwischen seinen Anhängern und denen des Bischofs Hodur ist ein erbitterter Kampf entbrannt. EwPol

Einige reformierte ukrainische Kirchengemeinden im ehemaligen Galizien unter Führung von Pastor Crat haben sich von den lutherischen Gemeinden getrennt und dem Konsistorium der reformierten evangelischen Kirche in Wilna angeschlossen. EwPol

Ueber 200 afrikanische Neger werden gegenwärtig für die Gottlosenarbeit und für die bolschewistische Agitation in ihrer Heimat von den Gottlosenschulen in Rußland geschult.

Von den neugewählten bulgarischen Ministern ist einer Protestant; er weigerte sich, den Verfassungseid in den Formen der bulgarischen orthodoxen Staatsreligion zu leisten. Der Ministerpräsident erklärte, daß Niemand gegen seine Ueberzeugung zu einem Religionseid gezwungen werden könnte. Die bulgarische Priesterschaft ist aber in großer Aufregung und behauptet, daß der religiöse Eid von der Verfassung gefordert sei, solange sie keine weltliche Verpflichtungsformel enthalte.

Die türkische Regierung hat die Befreiung der Mosaiken in der Aja Sofia von ihrer Tünchhülle grundsätzlich genehmigt.

In einem Ort an der Ostküste von Sumatra besteht bei der dortigen reformierten Kirche eine Art Autofonds, durch den die Kosten, die für die Weiterwohnenden mit dem Kirchgang verbunden sind, gemeinsam getragen werden. PZ

Auch für Niederländisch-Indien besteht eine christliche Radiovereinigung.

Die katholische Mission in Südwestafrika hat 2 Bischöfe, im Norden 31 Patres, 32 Fratres, 83 Schwestern, 1371 weiße und 5628 eingeborene Christen, im Süden 15 Patres, 5 Fratres, 40 Schwestern für 700 Weiße und 5000 eingeborene Christen, also durchschnittlich eine geistliche Kraft auf 63—64 Gemeindeglieder. EvMM 10

Nach den Angaben der Antisklavereigesellschaft in London gibt es in der Welt noch fünf Millionen Sklaven, davon zwei Millionen in Abessinien; in China 47 organisierte Zentren für den Kinderhandel.

Von 100 Menschen über 13 Jahren gehören in USA 55 irgend einer Kirche an, alle Sekten eingeschlossen: auf dem Lande 52, in den Städten 58. 40% der Geistlichen haben kein Gymnasium und kein Seminar besucht, meist im Süden und Westen. 62% der Kirchenglieder gehören der protestantischen Kirche an, 30% der römisch-katholischen, 6% der jüdischen. Von den Frauen sind 68, den Männern 48% Kirchenglieder. 44% der Kinder unter 19 Jahren besuchen eine Sonntagsschule. NAM 11

Die deutsche Synode des Ostens der Reformed Church in USA nahm den Antrag an, sich mit der englischen Synode des Ostens zu vereinigen. RefKz 45

Seit Februar 1931 finden monatlich heilige feierliche Automobilweihegottesdienste in der Kirche zur Heiligen Familie in Neuyork statt. Auf Veranlassung des Kardinalerzbischofs wurde eine Reliquie vom Heiligen Christophorus, dem Schutzheiligen der Reisenden, zur Lösung der Verkehrsschwierigkeiten nach Neuyork gebracht.

Von den Ernsten Bibelforschern haben sich nach dem Tode Russels verschiedene Kreise abgespalten. Die alte Organisation hat auf dem internationalen Kongreß in Columbus, Ohio, 24.—30. Juli den Namen „Jehovas Zeugen" angenommen.

Gegenüber der Vorkriegszeit ist der Schnapsverbrauch in Deutschland auf ein Viertel gesunken.

Neu erscheint: „Geistige Arbeit, deutsche evangelische Zeitschrift" (Illustrierte Wochenschrift). Herausgeber Lic. Waldenmaier, Stuttgart, und Kirchenrat D. Hesselbacher, Baden-Baden. Geschäftsstelle Geist- und Arbeits-Verlagsgesellschaft m. b. H., Stuttgart, Seestraße 30. Die Nummer 35 Pfennig.

Zu unserer einer ungarischen Korrespondenz entnommenen Meldung in 21, 1035 von der Stiftung eines Lutherdenkmals in Ujverbasz wird uns mitgeteilt, daß es sich um das stattliche deutsche Siedlungsdorf Neu-Werbas handelt und daß die Gemeinden an der unteren Donau gerade durch den Zusammenschluß mit der deutschen evangelischen Kirche Jugoslawiens national und religiös erwacht sind.

In den „Times" berichtet Frederic Kenyon von griechischen Papyri, die biblische Texte enthalten, welche ein Jahrhundert älter sind als die ältesten bisher vorhandenen. „Der Hauptteil des Fundes besteht aus 190 Blättern, die auf jeder Seite in zwei Kolonnen beschrieben sind und zu 19 Büchern der Bibel gehören. Sämtliche Papyri sind Codices, wodurch zum ersten Male bewiesen ist, daß die Buchform im Gegensatz zur Rollenform bereits in der Mitte des zweiten Jahrhunderts unter den Christen üblich war. Der größte zusammenhängende Fund ist ein 44 Blätter umfassendes Manuskript der Genesis. Der älteste Teil, offenbar aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts, ist der am besten geschriebene: 25 Blätter eines Codex, der das vierte und fünfte Buch Moses enthielt." FZ 863/65

Von Personen. Angenommen: Erlangen von Hauptpastor D. Schöffel. Habilitiert: Pastor Lic. Werner Schultz in Hamdorf für Religionsphilosophie in Kiel; Studienrat Lic. Fritz Schulze in Leipzig für Evangelische Religionspädagogik. Ernannt: Privatdozent Lic. Werner Foerster in Münster zum a. o. Professor. Promoviert: Superintendent Arthur Rhode in Posen von Tübingen; Studiendirektor Hildt in Posen von Berlin; Pfarrer Privatdozent Lic. Oskar Farner in Zollikon von Basel; Dr. Fritz Fleiner, Professor des Kirchenrechts in Zürich, Pfarrer Adolf Maurer in Wiedikon und Professor Albert Schädelin in Bern von Zürich; Pfarrer Georg Faust in Segeberg von Leipzig zu DD. E St

Verschiedenes

Askese? Ein Brief an den Herausgeber zu Nr. 21 Sp. 1036:

Telle spricht von Verzicht und Opfer zu Gunsten Arbeitsloser und von evangelischer Freiheit, auf die man sich nicht berufen dürfe, wenn es sich um Opfer handle. Mir persönlich geht die Frage nicht um evangelische Freiheit, sondern darum: Was ist besser: einem Arbeitslosen zu den Unterstützungen, die er bekommt, noch ein Almosen geben, oder einem, der noch in Arbeit steht, Gelegenheit geben, weiterzuarbeiten und ihn damit drohender Arbeitslosigkeit zu entziehen? Einige Beispiele hierzu aus meinem Leben.

Da ich nicht rauche, nur selten hin und wieder in Gesellschaft ein Glas Bier trinke, auch sonst für mich persönlich wenig brauche, so wäre es für mich ein Opfer, wenn ich die Christliche Welt, die ich seit 1890 lese und seit 1893 halte, abbestellte, um von den ersparten 20 Mark Arbeitslose zu unterstützen. Aber nähme ich damit nicht Andern die Gelegenheit zu arbeiten. Und wenn das Hunderte, Tausende täten?

Steckt in dem Gedanken des Opfers und der Askese nicht doch die Gefahr, daß man dem Einen nimmt, was man dem Andern gibt?

Noch ein Beispiel hierzu. Ich hatte mit meiner Frau geplant, zu unserer Erholung und, um die entfernte, berufstätige Tochter einmal zu besuchen, zu verreisen. Der Gedanke kam: Solltest du diese 300 Mark nicht lieber den Arbeitslosen geben? Dann hätte die Eisenbahn die 100 Mark Fahrgeld nicht erhalten, die Bahn, die mit ihren Angestellten schon jetzt große Not leidet. Ich hätte auf der einen Seite Arbeitslosen Freude gemacht, auf der andern mitgeholfen, einen Arbeitsfreudigen in das Elend der Arbeitslosigkeit hineinzustoßen. Wir wohnten bei einer Witwe, die mit ihren drei jungen Töchtern von der ganz geringen Pension nicht leben kann und durch Vermieten sich etwas verdienen muß. Hätte ich die 100 Mark, die sie von mir erhielt, einem Arbeitslosen geben sollen? Wir aßen in einem einfachen Gasthofe, in dem ein junges Ehepaar ganz ohne fremde Hilfe sich durchzuschlagen alle Mühe gab. Hätte ich die 75 Mark lieber einem Arbeitslosen geben sollen? Die Dampfschiffe auf dem Rhein fuhren fast leer. Erliegt die Dampfschiffahrt, weil immer mehr Menschen für die Arbeitslosen opfern, so kommen zu den bisherigen Arbeitslosen noch neue Scharen Arbeitslose hinzu.

So habe ich mit gutem Gewissen die Reise ausgeführt und würde wieder so handeln, auch wenn man mir entgegenhalten wollte: „Nebenbei hast du bei dieser Handlungsweise auch für dich eine Freude gehabt." Ja, die habe ich gehabt. Aber ich denke, das ist noch keine Sünde, wenn man sich freut, ohne daß ein Anderer Schaden leidet, im Gegenteil einer Anzahl Menschen, die noch arbeiten, Gelegenheit gegeben wird, sich auch zu freuen.

Sie haben neulich auf Franziskus hingewiesen. Ich kann da nicht mit. Ich kann mich nicht für Franziskus begeistern. Würde eine solche Begeisterung allgemein, dann würde die Not noch größer und die Proletarisierung nähme nur zu. Ich bin seit meinen Studentenjahren evangelisch-sozial und bleibe es auch. Damit ist für mich der Kampf gegen wirtschaftliche und geistige Verelendung gegeben.

Nebenbei: ich amtiere seit Jahrzehnten in einer Industriestadt und habe ein Arbeiterviertel als Seelsorgebezirk. Ich tue, was ich kann, auch an Arbeitslosen. Aber wie oft muß ich erfahren, daß man mich belügt. Ich möchte mich oft erst an zwei, drei Stellen erkundigen, ob das, was mir vorgeklagt wird, auch auf Wahrheit beruht. Ich lasse mich nicht verbittern, sondern gehe den Weg, den mich Gott und mein Gewissen ziehen heißt. In aller Demut.

— — Hierzu wäre nun viel zu sagen. Ganz trivial für heute nur dies: Es hat alles seine zwei Seiten. Aber wie die Privilegierten sich inmitten der allgemeinen Not gegen das ihnen zugemutete Opfer weithin wehren — das ist schrecklich.

Kleine Mitteilungen

Die vielen „Bücher und Schriften" — für den Weihnachtstisch natürlich. Nach alter Gewohnheit. Aber es sind diesmal nicht so viele Besprechstücke eingegangen wie sonst. Auch ein Zeichen der Zeit. So hat unsre Sammlung mehr als sonst noch etwas Zufälliges. Aber gewiß findet Jedes ein Buch — das er sich wünschen möchte. Oder mit dem er, den schlechten Zeiten zum Trotz, Jemandem Freude macht.

Wir hatten in Marburg unsre Elisabethwoche. Das Erbe an Erinnerung, das wir haben, bereichernd, vertiefend. Und die Kirche, gesäubert und von Entstellungen befreit, ist sehr schön geworden. Komm und siehe!

Vom 4.—8. Januar findet im Spandauer Johannesstift ein Erziehungswissenschaftlicher Lehrgang für Pfarrer statt. Kulturpädagogik, Problematik des Konfirmandenunterrichts, bolschewistischer und völkischer Angriff auf die Jugend. 30 M. Meldungen bis 15. 12. an die Hauptgeschäftsstelle der Gesellschaft für evangelische Pädagogik, Studienrat Lic. Heienbrok, Berlin-Steglitz, Bayernstr. 8. R

An die Besitzer von Briefen Adolf v. Harnacks

Um einer künftigen Biographie Adolf v. Harnacks eine feste Grundlage zu sichern, beabsichtige ich, eine möglichst umfassende Sammlung seiner Briefe — sei es im Original, sei es in Abschrift — anzulegen. Ich bitte daher die Besitzer von Briefen meines Mannes, sich freundlichst mit mir in Verbindung zu setzen.

Berlin-Grunewald, Kunz-Buntschuhstr. 2, im November 1931

Amalie v. Harnack geb. Tiersch

Verantwortlich: Professor D. Martin Rade, Marburg a. L.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 4754 Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Sonderkonto Gotha

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 12. Dezember

Dieser Nummer liegen Prospekte der folgenden Verlage bei: **C. H. Beck, München, F. A. Herbig, G. m. b. H., Berlin, L. Staackmann, Leipzig, Wichern-Verlag, Berlin.** Um gefl. Beachtung wird gebeten

F. W. Schaafhausen

Der Durchbruch des deutschen Geistes im Mittelalter

Von der Gotik bis zur Reformation

Mit 8 Bildtafeln. geh. 9.–, in Leinen 12.–

Dieser zweite Band ist eine Geistesgeschichte des Mittelalters, die alle Volkskräfte und Bewegungen von den sozialen und politischen bis zu den nationalen, geistigen und religiösen umfaßt und in den Auswirkungen bis in unsere Zeit hinein reicht. Friedrich II., der Hohenstaufenkaiser, die erste freie Persönlichkeit des Mittelalters, leitet die Epoche ein, an deren Ende Martin Luther steht, der Führer der nationalen Bewegung, die vom Revolutionären ins Reformatorisch-Religiöse abgedrängt wird. Dazwischen aber liegen die geschichtlichen Geschehnisse, die das Ringen um die Verantwortlichkeit des Menschen vor der Welt und um die Selbständigkeit der Nation sichtbar machen. Schaafhausen zeigt die geistigen nnd politischen Nöte der Zeit, wie sie das Weltbild im Bewußtsein der Menschen wandeln und rückwirkend die Wirklichkeit umgestalten. In diesem Bande wird die volle Aktivität der Deutschen lebendig, die durch ihr Wesen das mittelalterliche Weltbild Europas mitbestimmen.

Dieser Band ist die Fortsetzung des vorher erschienenen

Der Eingang des Christentums in das deutsche Wesen

Von der Antike bis zum Zeitalter der romanischen Dome

Mit 28 Bildtafeln. geh. 10.–, in Leinen 13.–

„An diesem Werk war Eugen Diederichs selbst innerlich noch ganz besonders beteiligt, weil er in der Frage der Auseinandersetzung zwischen südöstlicher mit dem Christentum verbundener Kultur und dem germanischen Weltbild eine immer bedeutsamer werdende Lebensfrage des deutschen Volkes sah. Verstehen für diese Frage derart zu wecken, daß den deutschen Leser diese großen Zusammenhänge packen und nicht wieder loslassen, ist die glänzend gelöste Aufgabe dieses wissenschaftlich tief gegründeten, durch seine klar herausgestellte Übersicht und Einsicht immer neu fesselnden und um seiner schönen, schlichten Sprache willen mitreißenden Werkes. Wie das Deutschtum aus christlichem Keime erwuchs, wie es seine Bewußtseinsform entwickelte – das ist das immer wieder durchdringende Grundthema dieser in ihrer selbständigen Eigenart und Eigenkraft so erfreulichen und oft so froh machenden Arbeit." (Zentralblatt für die Unterrichtsverwaltung)

Eugen Diederichs Verlag, Jena

Stark verkleinertes Probebild aus „Die von der Scholle"

Retzlaff-Bildbücher – Eine Freude für Jedermann!

Von Erich Retzlaff-Düsseldorf sind soeben erschienen:

Die von der Scholle

56 photographische Bildnisse bodenständiger Menschen

Geleitwort von **Hans Fr. Blunck**

Menschen am Werk

56 photogr. Bildnisse aus deutschen Industriestädten

Geleitwort von **Heinrich Lersch**

Preis kart. je RM. 3.80

Es sind in letzter Zeit eine Reihe schöner und guter Bildbücher entstanden: Tierbilder, Landschaften, Kinderbilder usw. — Das waren vielleicht Dinge, die nicht alltäglich unserem Auge begegneten. Deshalb liebten wir sie.

Nun aber beginnt einer, uns Menschen des Alltags, schlichte, einfache Menschen zu zeigen, solche, die wir alle zu kennen meinen, solche, denen wir auf unseren Wanderungen vielleicht schon einmal begegnet sind, solche, die unseren Weg im Gewühl der Großstadt kreuzten. Ja, wir meinen sie zu kennen, und kennen sie doch nicht.

Retzlaff zeigt sie uns neu, diese sonderbar-eigenartigen Formen menschlicher Gesichter und Köpfe. Wir beginnen, in ihnen zu lesen, ihre Eigenart zu erkennen. Und je mehr wir uns mit ihnen beschäftigen, desto mehr beginnen wir ahnend Lebensschicksal, Beruf, Charakter und volkhafte Verwurzelung zu verstehen, die diesen Gesichtern jeweils ihre besondere Prägung verliehen. Die Geleitworte von Hans Fr. Blunk und Heinrich Lersch geben lebensvolle Wegleitung zu solchem tieferen Verständnis. Wie Vielen dieser „Eigenartigen", dieser „Alltäglichen" ist der Künstler nachgegangen! Es muß schon ein großes Können sein, sie so im Bilde festzuhalten, wie ihm es gelungen ist. Da kommt zu dem „Bild an sich" die Kunst, mit der es geschaut ist. Und das ist das Meisterstück, das wir, die Seiten wendend, immer wieder bewundern.

Verlag der Deuerlichschen Buchhandlung in Göttingen

Weihnachtsgeschenke * *

Die moderne Mariendichtung

Eine Anthologie. Herausgegeben von Erich Bockemühl
Mit 6 Kunstbeilagen. Leinen 5 Mark

Eine außerordentlich fruchtbare Sammlung dieses feinsinnigen Verlags, der das Gebiet religiösen Erlebens trotz der so entgöttlichten Zeit treu und umsichtig beackert, eine gute, vorbildliche Leistung des Herausgebers Bockemühl, der, selbst ein Lyriker von starkem, lauterm Empfinden, berufen ist, mit der Wünschelrute durch die Dichtung unsrer Tage zu gehen. Das Buch erweist aufs neue, wie stark die Gegenwart religiös, im engsten und weitesten Sinne des Wortes, bestimmt ist, und läßt hoffen, daß das Gegengewicht gegen die Entseelung immer stärker wird. Stadtanzeiger für Köln

Die moderne Jesusdichtung

Eine Anthologie. Herausgegeben von Karl Röttger
Mit 6 Kunstbeilagen. Leinen 6 Mark

Karl Röttger veröffentlicht mit diesem Buch eine mit erlesenem Geschmack zusammengestellte und aus eigenem religiösem Empfinden erwachsene Folge von Jesusdichtungen. Karl Röttgers Name, der ja selbst unter unsern zeitgenössischen religiösen Dichtern in erster Reihe steht, bürgt für den literarischen Maßstab der getroffenen Auswahl. Nicht nur den Erwachsenen, sondern auch der neuen religiös gerichteten Jugend möchte man das Werk gönnen, das mit sechs Kunstbeilagen, Jesusdarstellungen von Dürer, Grünewald, Steinhausen, Hans Thoma und anderen geschmückt ist. Tägliche Rundschau

Leopold Klotz Verlag, Gotha

Soeben erschienen:

Herman Hefele

GOETHES FAUST

208 Seiten Gr.-8°. Brosch. M. 4.20, gebunden M. 5.80

Inhalt: Die Aufgabe / Der Urfaust / Faustsage und Faustidee / Weimar und Charlotte von Stein / Italien und Christiane Vulpius / Schiller und Eckermann / Stoff, Inhalt und Form / Prolog, Wette und Pakt / Die Gretchentragödie / Romantische Walpurgisnacht und Ariel / Kaiserpfalz und Homunkulus / Klassische Walpurgisnacht und Helena / Tat, Magie und Schuld / Erlösung und Apotheose.

Christoph Schrempf

MENSCHENLOS

Hiob / Oedipus / Jesus / Homo sum

4. Auflage. 141 Seiten Gr.-8°. Brosch. M. 3.80, gebunden M. 5.40

An den großen Duldern: Hiob, Oedipus, Jesus sucht Schrempf zu ergründen, wie das Rätsel des Lebens zu deuten sei, was Menschenschicksal heißt. Die Schrift gehört zu den tiefsten seelischen Enthüllungen des bekannten Verfassers.

Christoph Schrempf

MARTIN LUTHER

aus dem Christlichen ins Menschliche übersetzt

3. Auflage. 183 Seiten Gr.-8°. Brosch. M. 4.80, gebunden M. 6.40

Lit. Zentralblatt: Ein durch und durch individuelles Buch, das Glaubensbekenntnis seines Verfassers . . .

FR. FROMMANNS VERLAG (H. KURTZ) STUTTGART

Das schönste Weihnachtsbilderbuch
für kleine und große Kinder ist:

Wilhelm Steinhausen

Schneewittchen bei den sieben Zwergen

17 Tuschezeichnungen mit Text in schönem Halbleinenbd. nur RM 3.20

Eckart-Verlag, GmbH., Berlin-Steglitz

EISU-Stahl- u. Holz-**Betten** Schlafzimmer Stahlmatratzen
Kinderbett., Polster, Chaiselong. an jeden, Teilz.
Katal. 29 frei Eisenmöbelfabrik Suhl (Thür.)

Für die durch den Heimgang ihres treusorgenden, hochbetagten Krüppelvaters Sup. D. H. Braun im Frühling 1931 verwaiste große Schar von fast

1000 Krüppeln in Angerburg,

Sieche, Blinde, Taubstumme, Schwachsinnige etc., erbittet auch zu diesem **Weihnachtsfest** in schwerster Notzeit Gaben der Liebe, als Licht, Trost und Freude in tiefster Leidensnacht

Der Anstaltsleiter
Lic. Braun, Pfarrer

Postscheckamt Königsberg **Nr. 2423** „Krüppelanstalten Bethesda" Angerburg, Ostpr.

Die neuerrichtete Pfarrstelle im Ostbezirk von Berlin-Zehlendorf

(westl. Vorort an der Wannseebahn, mit ca. 40 000 Seelen) ist durch Gemeindewahl zu besetzen. Gehalt nach Preuß. Pfarrbesoldungsgesetz vom 22. Mai / 14. Juni 1928 (4400 — 7800 RM. Grundgehalt und Schwierigkeitszulage). Dienstalter von 10—18 Dienstjahren erwünscht. Bewerbungen bis **20. Dezember 1931** an den Gemeindekirchenrat **Berlin-Schlachtensee,** Waldemarstraße 34.

Der Gemeindekirchenrat.

Weihnachten in Bethel.

Es ist doch wahr, daß durch das Kind von Bethlehem ein neuer Schein in die dunkle Welt gekommen ist! Wenn Tausende sagen, sie sähen nichts davon, wenn in dieser schweren Zeit viele Herzen sich dem Licht der andern Welt verschließen, so hört es darum doch nicht auf zu leuchten. Und wenn die heilige Nacht aufs neue zu uns kommt, dann dringt in alles Leid und allen Kampf der Erde ihre Freudenbotschaft tief hinein: „Also hat Gott die Welt geliebt."

Daß wir an diese Liebe Gottes glauben dürfen, das allein gibt uns in Bethel Mut zu unserem Dienst. Er ist immer noch am Wachsen. Fast 6000 Epileptische und Gemütskranke, Arbeits- und Heimatlose werden zu Weihnachten an unseren Tischen sitzen. Viele von ihnen sind ganz einsam. Allen möchten wir gern eine kleine Freude bereiten. Sie soll ein bescheidener Abglanz der himmlischen Liebe sein, die in dem Christkind offenbar geworden ist.

Darum schauen wir wieder aus nach fröhlichen Mithelfern beim Weihnachtsdienst von Bethel. Alles ist uns sehr willkommen: Kleidungsstücke, Mäntel, Strümpfe und Schuhe, vor allem für Männer; ebenso Lebensmittel jeder Art, Spielsachen für Kinder und Gesellschaftsspiele für Erwachsene, Bücher oder Bilder. Sehr wertvoll ist uns auch Strickwolle. Unserem „Weihnachtshaus" wird das Verteilen sehr erleichtert, wenn uns die Gaben so frühzeitig wie irgend möglich gesandt werden. (Anschrift: Weihnachtshaus Bethel b. Bielefeld, Bahnstation Brackwede.) Will uns aber jemand lieber das Einkaufen überlassen, freuen wir uns auch über jede Geldgabe (Postscheckkonto Hannover 1904).

Mit herzlichen, dankbaren Weihnachtsgrüßen

F. v. Bodelschwingh, P.

Bethel bei Bielefeld, im Advent 1931.